

## Rezensionen

MAGNUS BREDER BIRKENES (2014): Subtraktive Nominalmorphologie in den Dialekten des Deutschen. Ein Beitrag zur Interaktion von Phonologie und Morphologie. Stuttgart: Steiner. 256 S. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 156). € 48,-

Subtraktive Morphologie ist in der Morphologie nicht unbekannt, doch handelt es sich dabei um eine Randerscheinung, der eher selten, allenfalls in der Dialektologie Beachtung geschenkt wird. Dass diese Einschätzung viel zu kurz greift, verdeutlicht diese Dissertation: In akribischer Detailarbeit legt BIRKENES schlüssig dar, dass „[a]ufgrund der großen arealen Verbreitung der subtraktiven Formen und der Anzahl der betroffenen Lexeme [... diese] nicht als Randphänomen abgetan werden [dürfen]“ (S. 209).

Die Studie ist zum einen synchron angelegt, indem der Verbreitung subtraktiver Formen im deutschen Sprachgebiet um 1900 nachgegangen wird, zum anderen aber auch diachron, denn die Entstehung dieses besonderen morphologischen Verfahrens zeigt, dass es sich vielmehr um eine Verkettung phonologischer Prozesse handelt, die letztlich morphologisch interpretiert werden – der Untertitel der Arbeit stellt ein Kondensat dieser Sichtweise dar. Als ein Fall nicht-konkatenativer Morphologie erweckten solche Konstruktionen bereits die Aufmerksamkeit der „Natürlichen Morphologie“ – wie ein adäquates Modell zu formulieren ist, zeigt BIRKENES in einem größeren theoretischen Kapitel, wobei er das Netzwerkmodell von BYBEE (1985) präferiert: Die phonologischen Prozesse sind synchron nicht mehr aktiv, so dass die Annahme von lexikalischer Repräsentation der Wortformen, im Sinne von schwacher Suppletion, einer regelbasierten Herleitung vorzuziehen sei. Dass es sich um „weitgehend lexikalisierte morphophonologische Alternation“ (S. 23) handelt, wird unter anderem durch Frequenzanalysen begründet.

Einleitend stellt der Verfasser sein Untersuchungsobjekt vor und hebt als Novum die Abhandlung auch subtraktiver Dative hervor, denn bislang sei von der Forschung die Pluralbildung fokussiert worden. Definitorisch wird „Subtraktion“ deutlich vom Nullmorphem abgesetzt und nach DRESSLER (2000) verstanden als ein „synchrone[r] morphologische[r] Prozess, bei dem der Wortstamm von rechts um genau ein Phonem reduziert und die zu signalisierende morphologische Kategorie allein durch diese Reduktion markiert wird“ (S. 25), außerdem werden gegebenenfalls modifikatorische Änderungen, wie etwa die Umlautung des Stammvokals, mit einbezogen. An zwei sprachtypologischen Beispielen (Tohono O’odham: Verbflexion; Französisch: Adjektivflexion) wird diese Definition zugleich veranschaulicht und problematisiert: Der typologische Exkurs zeigt, dass es sich bei Subtraktion um ein generell überaus seltenes morphologisches Verfahren handelt, das zudem als umstritten gilt – je nachdem, was als Stamm angesetzt wird, kann sowohl von Subtraktion, aber auch von Addition gesprochen werden. Auch diesbezüglich leistet diese Arbeit einen wertvollen Beitrag für die allgemeine Linguistik.

In Kapitel 3 wird auf Grundlage von Ortsgrammatiken (fundierte Darstellung von Sprachsystemen, Ortsnetz siehe Karte S. 41), Wörterbüchern (Verzeichnung auch seltener Wörter) und Sprachatlanten (Darstellung phonologischer Prozesse) die geographische Verteilung subtraktiver Dative und Plurale im deutschsprachigen Dialektraum um 1900 erarbeitet: BIRKENES reflektiert dabei sehr sorgfältig die Aussagekraft der einzelnen Quellen und räumt ein, dass es sich nicht um ein Korpus, sondern um eine heterogene Belegsammlung handle, die zudem davon abhängig sei, wie gut die Dialektgebiete durch diese Darstellungsformen abgedeckt sind (S. 40: „allgemein[e] Schieflage“ bei Ortsgrammatiken), ob alle paradigmatisch relevanten Wortformen erfasst wurden und letztlich auch, ob die Notation der Belege, die zum Teil zwischen phonetischer Transkription und literarischer Umschrift oszilliert, eine Interpretation als Subtraktion zulässt. Anhand dieser Quellen erarbeitet der Verfasser ein „hypothetisches Subtraktionsgebiet“ (S. 39), das in enger Beziehung zum „Apokope-Gebiet“ steht – in einem großen, zusammenhängenden Gebiet in

Mittel- und Norddeutschland blieb Schwa am Wortende erhalten, während es nördlich und südlich davon apokopiert wurde (vergleiche Karte S. 52, nach WENKER). Hier zeigt sich aber, dass die Untersuchung auf weitere Schwierigkeiten stößt: Die Erscheinung der Apokope ist nach BIRKENES schlecht erforscht, vor allem, was das Nebeneinander apokopierter und nicht-apokopierter Formen betrifft, und auch, was die gesprochensprachliche Apokope im Gegensatz zur sprachhistorischen Apokope und die phonetischen Bedingungen der Apokope (Hiat) anbelangt: Es zeichnet sich ein klares Forschungsdesiderat für eine „gesamthafte diatopische Untersuchung“ (S. 50) ab, da die Apokope ein Phänomen darstellt, das im Zuge der Nebensilbenabschwächung als zentral für Phonologie, Morphologie und auch Syntax zu gelten hat.

Die Beleg-Recherche, für die auch rückläufige Wörterbücher verwendet wurden, um phonetische Bedingungen lexikalisch möglichst vollständig zu erfassen, ergab insgesamt 2209 Belege, wovon aber gut ein Viertel als ungesichert eingestuft wird, da entsprechende Paradigmenpositionen (Dat. Sg. oder Nom. Pl.) nicht vorliegen. Diese Belege sind wiederum ungleich auf die verschiedenen phonologischen Umgebungen verteilt (Übersicht: Tab. 6, S. 48), am besten repräsentiert ist Subtraktion bei /-nd-/ mit 56,27 %, gefolgt von /-Vg-/ mit nur noch 11,23 %. Alle anderen Umgebungen (in abnehmender Reihenfolge: /-ŋg-/ , /-Vd-/ , /-ld-/ , /-rd-/ , /-Vx-/ , /-mb-/ , und in Analogie /-rg-/ , /-Vb-/ und /-mb-/) liegen unter 10 % und weisen geringere Verbreitungen auf. Getrennt nach Konsonantencluster und Vokal-Konsonant-Verbindung werden die einzelnen Umgebungen im Detail aufgeführt und diskutiert: Die in Betracht zu ziehenden Lexeme werden zunächst tabellarisch als (nicht-)subtrahierend ausgewiesen. Neben der Interpretation der häufigen, unproblematischen Belege legt BIRKENES größten Wert auf eine plausible Einordnung auch seltener Belege.<sup>1</sup> Dabei werden sowohl sprachhistorische, einzellexikalische Entwicklungen herangezogen, als auch dialektspezifische Lautprozesse berücksichtigt. Die auf /-nd-/ basierende Subtraktion ist die einzige phonologische Verbindung, die in allen Gebieten mit Subtraktion vorkommt; 1107 Belege entfallen auf subtraktive Plurale, aber nur 136 auf subtraktive Dative. Erklärt wird das Missverhältnis damit, dass bereits um 1900 die subtraktiven Dative relativ selten gewesen seien, der subtraktive Plural aber bis Mitte des 20. Jahrhunderts im Gebrauch gewesen sei, bis der Einfluss der Standardsprache zu einer allmählichen Ablösung führte. In Kapitel 6, zu „Variation und Abbau“, wird diese These durch eine Analyse ältester Dialekttexte erhärtet – historische Quellen, etwa Drucke der frühen Neuzeit, scheiden bei der Datengewinnung aus, da bereits eine Orientierung an einer Leitvarietät stattfindet, die eine Verschriftung der als zu dialektal empfundenen subtraktiven Formen ausschließt. Der subtraktive Dativ existierte um 1900 nur noch in festen Wendungen oder nach bestimmten Präpositionen (vergleiche S. 99 und 147–151). Dass die geographische Verteilung sehr unterschiedlich ausfallen kann, zeigt im Vergleich zur /-nd-/Subtraktion beispielsweise die /-rg-/Subtraktion, die mit nur 18 Belegen im Mitteldeutschen zwischen Fulda und Erfurt belegt ist (Karte S. 80). Die /-Vd-/Subtraktion dagegen liegt nur im Niederdeutschen vor. Bei den auf VC-Abfolgen beruhenden Subtraktionen stellt die /-Vg-/Subtraktion mit 248 Belegen den zweithäufigsten Typ dar; sie ist über nahezu das gesamte hypothetische Subtraktionsgebiet punktuell verteilt und kann auch im Apokope-Gebiet auftreten, da sie als Trunkierungen zur Hiatusvermeidung interpretiert werden. Besonders scharfsinnig

<sup>1</sup> Bei komplizierten Einzelfällen werden diese Einordnungen entsprechend vorsichtig vorgenommen und auch ganz deutlich als nur wahrscheinliche Möglichkeit ausgewiesen; die dialektalen morphophonologischen Prozesse sind nicht endgültig aufklärbar, vergleiche zum Beispiel eine einmalige Dat.Pl.-Subtraktion *huñ* ‘Hunden’, die durch Assimilation eines silbischen Konsonanten nach /-nd-/Assimilation entstanden sein könnte (vergleiche S. 65). Ikonisch besonders interessant erscheint der Fall /ha:d/ – /hen/ ‘Hand, Hände’ Nom. Sg./Pl. (Ebsdorf), da in beiden Fällen eine „Subtraktion“ vorliegt (vergleiche S. 62); nach phonologischem Gewicht (stimmloser Dental ist nach der Sonoritätshierarchie „schwerer“ als stimmhafter Nasal) könnte der Singular-Form eine stärkere Markierung zugewiesen werden, was der Interpretation der Subtraktion von BIRKENES (Singular ist gegenüber dem Plural markiert) entsprechen würde. Strukturell könnte übrigens der Ebsdorfer Fall auch mit niederdeutsch *pēad* – *pēr* (Angeln und Ostholstein) verglichen werden, doch spielen hier zusätzlich r-Vokalisierung und r-d-Rhotazismus mit hinein (vergleiche S. 73).

gelungen ist die Abhängigkeit zwischen Subtraktion oder Modifikation des Stammvokals vom Wurzelvokal des Wortes; die Beleglage erlaubt den Schluss, dass Hinterzungenvokale Affinität zur Subtraktion aufweisen, Vorderzungenvokale zur Modifikation (vergleiche [do:g] – [do:] ‘Tag, Tage’ vs. [plug] – [plig] ‘Pflug, Pflüge’).

Eine Datierung der Subtraktion in Plural- und Dativformen erfolgt in Kapitel 4: Hierzu werden Belege aus einigen Außensprachinseln (Siebenbürgen, Tschechien, Wolga-Gebiet) und allen Binnensprachinseln herangezogen, da historische Quellen keine Subtraktionsbelege enthalten. Für das hochdeutsche Sprachgebiet ergibt sich eine zeitliche Einordnung zwischen frühestens dem 13. und spätestens dem 18. Jahrhundert, für das Niederdeutsche in das 17. Jahrhundert.

In Kapitel 5 wird die diachrone Entstehung subtraktiver Formen im Detail nachvollzogen. Kern der Annahmen sind zum einen Assimilationsprozesse für die Subtraktionen mit Konsonantenclustern, zum anderen Lenisierungen für die VC-Abfolgen. In beiden Fällen handelt es sich um zeitlich aufeinander abfolgende phonetische Prozesse, wobei das Schwa den Ausgangspunkt darstellt – insofern ist dann auch die Apokope als zentral für diese Arbeit anzusehen:

Bei den Konsonantenclustern geht BIRKENES zunächst von einer Assimilation des intervokalischen Konsonantenclusters aus, so dass ein Langkonsonant entsteht; dieser wird als Geminat begriffen, die nachfolgend vereinfacht wird (Degemination als Quantitätswandel) – erst dann erfolgt eine Schwa-Apokope (vergleiche S. 116). Die VC-Abfolgen sind ähnlich zu verstehen – statt Assimilation mit Degemination aber findet eine Lenisierung statt, die zum Schwund des Konsonanten führt, anschließend erfolgt die Apokope. Die einzelnen Assimilationsprozesse werden phonetisch-phonologisch exakt erläutert und in ihrer zeitlichen Einordnung bzw. geographischen Ausbreitung diskutiert; auch Degemination, Apokope und Lenisierung (einschließlich der Auswirkung der sogenannten Auslautverhärtung) werden genau betrachtet. Zwar werden Defizite in der Forschungslage zur Apokope moniert, doch erlauben die Daten die Annahme, dass Schwa-Apokope im Hochdeutschen seit dem 15. Jahrhundert, im Niederdeutschen ab dem 17. Jahrhundert fester Bestandteil der Dialekte sei, so dass die chronologische Reihenfolge der zuvor geschilderten Assimilations- bzw. Lenisierungsprozesse mit nachfolgender Apokope als gesichert gelten kann. Der Ansicht von BIRKENES, dass die Subtraktion als eine der Gegenmaßnahmen zur Neutralisierung grammatischer Kategorien, die im Zuge der Nebensilbenabschwächung stattgefunden haben, zu gelten hat, kann beigepflichtet werden; sie trägt prinzipiell zum Wandel des Deutschen von einer Silben- zur Wortsprache bei. Dieses Kapitel enthält viele „wenn“, und gerade dadurch wird deutlich, dass Subtraktion kein Randphänomen der Linguistik sein kann – es zeigt sich, dass es sich um reguläre phonetische Prozesse handelt, und überall „dort, wo die entsprechenden phonologischen Gegebenheiten vorhanden sind, subtraktive Plurale entstehen können“ (S. 144). Die Beschäftigung mit Subtraktion im gesamten deutschen Sprachraum verdeutlicht, dass wichtige Grundlagenforschung allenfalls punktuell geleistet wurde, umfassende Darstellungen aber noch ausstehen. In dieser Hinsicht gibt BIRKENES einige Forschungsimpulse: Die Auslautverhärtung, Länge und Überlänge von Vokalen sowie Vokalkürzung und der Tonakzent scheinen durchaus vielversprechende Betätigungsfelder für künftige Forschungsvorhaben zu sein.

Das letzte größere Kapitel widmet sich der theoretischen Einordnung von Subtraktion in morphologische Modelle. Dabei zieht der Verfasser diejenigen Modelle heran, die sich bereits mit diesem Phänomen beschäftigt haben. Neben „Item-and-Arrangement“ und „Item-and-Process“ stehen die Natürlichkeitsmorphologie und die Optimalitätstheorie im Zentrum der Diskussion; letztlich aber entscheidet sich BIRKENES für eine Modellierung im Sinne des Netzwerkmodells nach BYBEE (ab 1985). Zunächst werden alle Theorien soweit angerissen, dass der Zusammenhang zur Subtraktion deutlich wird – das ist in allen Fällen hervorragend gelungen. So ist der Gedankengang auch gut nachvollziehbar: Ausgehend von der diachronen Analyse, die gezeigt hat, dass subtraktive Formen durch ein eher zufälliges Nacheinander phonetischer Prozesse entstanden sind, wird für den synchron gegenwärtigen Sprachstand keine Prozessualität mehr angenommen, sondern eine Lexikalisierung. Das bedeutet, dass die subtraktiven Formen im Gedächtnis als gespeicherte Formen repräsentiert werden und nicht aktiv durch Prozesse hergeleitet werden, es liegt schwache Suppletion vor. Strukturalistische und generative Modelle, aber auch Natürlichkeits- und Optimalitätstheorie postulieren durch regelbasierte Herleitung insgesamt zu

„starke“ Regeln. Die Natürlichkeitsmorphologie böte Auswege durch „Natürlichkeitskonflikt“ und „Natürlichkeitsumkehr“; erstere Möglichkeit scheint durch den Abbau der Dativ-Subtraktion den Tendenzen der Kasusnivellierung sowie der Numerusprofilierung zu entsprechen, doch ist bei deutschen Dialekten die ikonische Markierung des Numerus nicht so stark ausgeprägt wie in der Standardsprache, der Nullplural spielt hier eine gewichtige Rolle.<sup>2</sup> Problematisch sei auch der lange Zeitraum, über den sich die phonologisch optimierten Formen in der Morphologie behaupten, innerhalb von circa 500 Jahren sei der Konflikt zu bewältigen. Der Verfasser deutet „den Abbau subtraktiver Dative als natürliche, dialektinterne Entwicklung, die nicht direkt in Verbindung mit standardsprachlichem Einfluss steht“ (S. 150), im Plural müsste ebenso der Abbau systemintern erfolgen. Dass kein Natürlichkeitskonflikt mehr vorliegt, zeige sich daran, dass die Formen synchron nicht mehr hergeleitet werden können (vergleiche S. 166). Ähnlich hat sich meines Erachtens der Umlaut entwickelt – die phonetische Phase im Althochdeutschen führte zu Formen, die nach der Nebensilbenabschwächung im Mittelhochdeutschen nicht mehr aktiv produziert werden konnten und fortan der morphologischen Systematisierung unterlagen. Dass sich der subtraktive Plural behauptet hat, zeigt letztlich, dass es sich um ein probates Mittel zur Numerusdifferenzierung handelt, ebenso wie der Umlaut: Die Lexikalisierung kann auch beim Umlaut festgestellt werden – synchron kann der Sprachverwender nicht ableiten, welches Wort mit Pluralumlaut gebildet wird und welches nicht. Unter Hinzunahme von Frequenzwerten stellt BIRKENES phonologisch und semantisch konstituierte, produktorientierte Schemata auf (zum Beispiel Muster [hɛn] – [hɔn] – [vɪn] – [pɪn]), die sich den Abbautendenzen widersetzen und, zumindest bei /-nd/-Subtraktion, sogar in geringem Maße produktiv werden können. Die Frequenzanalysen (Häufigkeit des Lexems allgemein, aber auch des singularischen bzw. pluralischen Gebrauchs) ermöglichen eine gute Erklärung subtraktiver Plurale als Natürlichkeitsumkehr. Als Konsequenz seiner Analysen geht der Verfasser davon aus, dass die Singulare der analysierten Formen der additiven Morphologie zuzuordnen sind (ähnlich den eingangs erwähnten sprachtypologischen Beispielen), sie sind die markierten Einheiten gegenüber dem Plural. Allerdings ist die Vernetzung der „Plurallexeme“ im Modell schwächer ausgeprägt als die der „Singularlexeme“ (vergleiche S. 198–199), da die Singulare über ein zusätzliches phonologisches Segment mit semantischer Übereinstimmung verfügen. Wenn diese Festigkeit der Singulare zugleich den primären kognitiven Zugang zu dem „Wortformfeld“ veranschaulichen soll, so könnte auch von einem Assoziationsweg vom Singular zum Plural ausgegangen werden. Die kognitiv schwerer zugängliche Form könnte dann doch als markierte Form bezeichnet werden; der Singular wäre unmarkiert, wie alle anderen Singulare (und damit systemangemessen), und könnte im Sinne einer prozessualen Morphologie als Nullmarkierung aufgefasst werden. Der Plural wäre als schwach suppletive Form stark markiert – vorausgesetzt, es wird akzeptiert, dass die Art der ausdrucksseitigen Abweichung von einer phonetischen Basisform irrelevant ist: Ob sich der Plural mit Umlaut oder durch fehlende Substanz konstituiert, spielt an sich keine Rolle, wesentlich ist, dass die abweichende Form eigens memoriert vorliegen muss. Unter dieser Perspektive können nicht-konkatenative Phänomene der Morphologie auf einen Nenner gebracht werden, und es könnte daher auch an einen Kompromiss zwischen prozessualen Modellen und Netzwerkmodellen gedacht werden.<sup>3</sup> BIRKENES schlägt vor, am Terminus „Subtraktion“ festzuhalten, doch „[v]on einem subtraktiven Prozess oder gar von einem subtraktiven Morphem sollte man [...] nicht sprechen“ (S. 204).

Die vorliegende Studie zeichnet sich in vielerlei Hinsicht aus: Auch wenn der Verfasser seine Datengrundlage als Belegsammlung und nicht als Korpus bezeichnet, so ist aufgrund der Reflexion der Datengrundlage dennoch von einem Korpus zu sprechen; zudem beschränkt sich BIRKENES nicht auf eine Datenserie, wie das bei vielen anderen Arbeiten der Fall ist, sondern kombiniert seine Daten wo immer möglich mit zusätzlichen Korpusrecherchen, zum Beispiel über die Mittelhochdeutsche Begriffsdatenbank, das Deutsche Referenzkorpus (DeReKo) oder das Zwirner-Korpus, um Einzelfragen zu klären. Der Einfallsreichtum dieser Arbeit ist beeindruckend.

<sup>2</sup> BIRKENES zieht nur additive Verfahren zur Numerusprofilierung in Betracht, nicht jedoch Stammmodifikationen (vergleiche S. 115).

<sup>3</sup> Vergleiche hierzu „Sprachatlas von Niederbayern“ (2007, 17–19).

ckend, und trotz der oftmaligen Feststellung, dass die Datengrundlage keine exakten Aussagen erlaube, sichert die Methodenvielfalt aus traditioneller linguistischer Deskription und moderner Technologie in Form von Datenbankrecherchen und digitaler Kartographie die Ergebnisse mehr als hinlänglich ab. Das Selbstverständnis der Arbeit „als Beitrag sowohl zur Sprachgeschichte und Dialektgeographie als auch zur morphologischen Theoriebildung“ (S. 23) ist in hohem Maße erfüllt, in all diesen Bereichen ist dem Buch eine rege Rezeption zu wünschen.

Am 11. September 2015 wurde diese Dissertation auf dem 5. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) an der Universität Luxemburg mit dem Nachwuchspreis (beste Dissertation) ausgezeichnet.

## LITERATUR

- BYBEE, JOAN L. (1985): *Morphology: A study of the relation between meaning and form*. Amsterdam: John Benjamins (Typological studies in language. 9).
- DRESSLER, WOLFGANG U. (2000): *Subtraction*. In: BOOJI, GEERT E./CHRISTIAN LEHMANN/JOACHIM MUGDAN (Hg.): *Morphologie. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung*. Berlin/New York: Walter de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 17.1), 581–587.
- Sprachatlas von Niederbayern (2007). Band 5: *Formengeographie I. Verbum*. Bearbeitet von GÜNTER KOCH. Herausgegeben von HANS-WERNER EROMS. Heidelberg: Winter (Bayerischer Sprachatlas. Regionalteil 5).

Passau

GÜNTER KOCH

GISELLA FERRARESI (2014): *Grammatikalisierung*. Heidelberg: Winter. 100 S. (Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik. 15). € 13,-

Der Titel „Grammatikalisierung“ des im Jahr 2014 in der Reihe „Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik“ erschienenen Bandes verspricht auf insgesamt 100 Seiten einen Abriss zur Grammatikalisierungsforschung bezogen auf sprachliche Phänomene des Deutschen. Da bereits zwei Einführungen in die germanistische Linguistik zur Grammatikalisierung vorliegen, DIEWALD (1997) und SZCZEPANIAK (2009), die sich anders als die zahlreichen englischsprachigen Lehr- und Einführungswerke zur Grammatikalisierung auf Grammatikalisierungsvorgänge im Deutschen konzentrieren, muss sich diese Veröffentlichung an der Frage messen lassen, worin der Mehrwert einer weiteren germanistischen Einführung in die Grammatikalisierung liegt.

Gegliedert in insgesamt sechs Kapitel befassen sich das erste und das sehr kurze sechste Kapitel mit theoretischen Konzepten, während die Kapitel 2 bis 5 jeweils spezifischen Sprachwandelerscheinungen im Deutschen gewidmet sind.

Unter der Überschrift „Was ist Grammatikalisierung?“ gibt das erste Kapitel einen Einblick in grundlegende Termini und Definitionen, die, wie die Verfasserin selbst anmerkt, „ohne weitere Diskussion“ (S. 88) präsentiert werden. Auf zwei einführende Abschnitte folgen eine Wiedergabe der LEHMANN'schen Grammatikalisierungsparameter, Erläuterungen zu phonologischem und semantischem Wandel, zur Funktion von Metapher und Metonymie sowie zu Kontexten und Konstruktionen. Die folgenden vier Kapitel stellen historische Entwicklungen in verschiedenen grammatischen Bereichen des Deutschen dar. Kapitel 2 ist den Verbalkategorien gewidmet, wobei das Perfekt, das Passiv und aspektuelle Neuentwicklungen (*am*-Progressiv und Absentiv) diskutiert werden. Das dritte Kapitel bietet unter der Überschrift „Grammatikalisierung im nominalen Bereich“ eine Zusammenschau der Entstehung des definiten und indefiniten Artikels im Deutschen mit kurzen Skizzen zur Rolle der Adjektivflexion und des Kasussystems; mit 24 Seiten bildet es einen quantitativen Schwerpunkt der Fallstudien. Das folgende, mit sieben Seiten eher knappe vierte Kapitel widmet sich Veränderungen bei Adjektiven, die einen Wandel zu Intensifikatoren

erfahren (*sehr, schrecklich, furchtbar*), wobei das Augenmerk auf metaphorischen und metonymischen Prozessen liegt. Kapitel 5 schließlich fokussiert unter der Überschrift „Grammatikalisierung von Konnektivadverbien und Modalpartikeln“ einen Forschungsschwerpunkt der Verfasserin und stellt die Entwicklung des konzessiven Konnektivadverbials *allerdings* sowie die der Modalpartikeln *denn* und *wieder* dar. In Kapitel 6 („Grammatikalisierung und Sprachwandeltheorie“) soll die theoretische Einordnung von Grammatikalisierungsprozessen als ein bestimmter Typus von Sprachwandel diskutiert werden. Ein Literaturverzeichnis sowie ein kurzes Glossar und Sachregister runden den Band ab.

Auffällig bereits bei der ersten Lektüre ist die Unverbundenheit der beiden einrahmenden theoretischen Kapitel mit den Sprachwandelskizzen zum Deutschen. Die explizit mit Grammatikalisierung befassten Teile (Kapitel 1 und 6) erscheinen wie nachträglich hinzugefügt. Dieser Eindruck bestätigt sich bei einem Blick ins Sachregister: Die Mehrzahl der einschlägigen Termini zur Grammatikalisierung ist nur in den Kapiteln 1 und 6 belegt; allein der Terminus Grammatikalisierung selbst sowie dessen Ableitungen treten häufig – man könnte sagen als *petitio principii* – in einleitenden und zusammenfassenden Passagen der übrigen Kapitel auf. Eine genauere Lektüre verstärkt den Eindruck der Getrenntheit.

Das erste Kapitel, das – unter anderem in der Auswahl der Zitate und Beispiele – eine sehr starke Orientierung an vorliegenden Einführungen aufweist, erweckt streckenweise den Eindruck einer durch Beispiele erweiterten Terminologieliste. Die Bezüge zwischen verschiedenen Konzepten und Prozessen bleiben im Dunkel. Zum Beispiel verzichtet die Darstellung des phonologischen und semantischen Wandels auf eine Verortung in den Grammatikalisierungsparametern und auf eine Erläuterung ihres Stellenwerts für die Evaluierung von Grammatikalisierungsgraden. Die Ausführungen zu den Grammatikalisierungsparametern müssen als misslungen bezeichnet werden, da die semiotische Grundkonzeption der Parameter (das heißt die Entfaltung verschiedener Aspekte der Grade der „Autonomie“ von Zeichen), ihr Verwendungsspektrum und ihr diagnostischer Zweck in keiner Weise angedeutet wird.

Die datenorientierten Kapitel 2 bis 5 sind eindeutig die Stärke des Bandes. Sie bieten kompakte Skizzen mit eingelagerten terminologischen Erläuterungen zum jeweiligen Teilgebiet (im Kapitel zu den Verbalkategorien zum Beispiel zu Zeitlogik, Aspektterminologie etc.). Die Beschreibungen der sprachlichen Phänomene sind präzise und mit zahlreichen, gut kommentierten Beispielen untermauert. Auch werden zwischen weithin bekannten und oft wiederholten Fakten neuere Erkenntnisse aus der Forschung eingebracht. Beispielhaft ist der Abschnitt zu Veränderungen im Aspektsystem, der einige neuere Arbeiten zur Entwicklung des *am*-Progressivums und des Absentivs auswertet (zum Beispiel VOGEL 2007; eine Studie der Verfasserin, auf die im Text verwiesen wird, fehlt im Literaturverzeichnis). Insgesamt erhält man in diesen Kapiteln eine knappe, sachlich zutreffende, sorgfältig belegte Überblicksdarstellung der sprachlichen Fakten und diachronen Abläufe, wobei der Schwerpunkt im Allgemeinen auf der Darlegung der sukzessiven formalen und semantischen Veränderungen liegt. In ihrem Informationsgehalt sind diese Kapitel eine wertvolle Ergänzung bisheriger Darstellungen der behandelten Sprachwandelprozesse für den akademischen Unterricht.

Allerdings fehlt, wie erwähnt, eine durchgängige, systematische und argumentierende Einbettung in den Zusammenhang der Grammatikalisierung. Auch würde man sich mehr „Moderation“ und eine Begründung für die getroffene Auswahl wünschen (die ja gerade bei quantitativ stark beschränkten Formaten gut überlegt sein will). Warum zum Beispiel werden im Kapitel zu den Verbalkategorien neben den neuen Entwicklungen in der aspektuellen Domäne nur das Perfekt und Plusquamperfekt sowie das *werden*-Passiv behandelt, während Futur, *bekommen*-Passiv sowie der gesamte Modusbereich ausgespart bleiben? Warum beschränkt sich die Diskussion der Nominalkategorien ausschließlich auf den Artikel? Wieso wird an keiner Stelle der grammatikalisierungstheoretisch essentielle Unterschied zwischen Renovation (Ausbau und Verstärkung bereits in der Sprache vorhandener grammatischer Oppositionen) und Innovation (Entstehung grammatischer Oppositionen, die bislang nicht grammatikalisiert waren) im Sinne von LEHMANN (1995 [1982]) erwähnt? Wäre dies nicht sowohl für die Entwicklung aspektueller Distinktionen wie auch für die Entstehung der Artikel und der Kategorie der Modalpartikeln hochrelevant?

Wieso wird die Entstehung von Intensifikatoren als Grammatikalisierungsprozess und nicht als mit semantischem Wandel verbundene Lexikalisierung dargestellt? Wie genau lassen sich die Entwicklungsschritte der beschriebenen Erscheinungen als zunehmende Grade der Grammatikalisierung erfassen, das heißt unter Anwendung der zuvor erörterten Grammatikalisierungsparameter in ihrem jeweiligen Entwicklungszustand bewerten? Diese und andere Fragen, die die ausgewählten Sprachwandelvorgänge überhaupt erst als Grammatikalisierungsphänomene problematisieren und einordnen und damit das Konzept der Grammatikalisierung als eine Form von Sprachwandel legitimieren, werden nicht gestellt.

In Kapitel 6, das sich explizit Fragen der theoretischen Einordnung von Grammatikalisierung widmet, wird zunächst die um die Jahrhundertwende geführte Debatte aufgegriffen, ob Grammatikalisierung eine eigenständige Form von Sprachwandel sei oder eine Kombination mehrerer Prozesse auf verschiedenen Ebenen. Jedoch wird der weitere, sehr intensiv geführte Diskurs nicht erwähnt, die Rezeption bleibt im Jahr 2002 stehen. Darauf folgt eine vergleichsweise ausführliche Erörterung der Probleme der synchronen Grammatikschreibung im heutigen Deutsch im Kontext der Spannung deskriptiver und normativer Positionen. Den Abschluss bilden einige kurze Bemerkungen zu Fragen der Paradigmatisierung, der Definition von Paradigmen und zur Berücksichtigung von Konstruktionen.

Zur Frage der Darstellung der Grammatikalisierung in den beiden theoretischen Kapiteln muss zusammenfassend festgehalten werden, dass zentrale Aspekte nicht hinreichend oder gar nicht erklärt werden und dass die neuere Forschung zum Thema nicht rezipiert wird. Dies gilt zum Beispiel für grundlegende Fragen zur Funktion und sprachsystematischen Organisation grammatischer Zeichen und Kategorien, für Fragen nach der Extension grammatischer Kategorien im Kontext der verstärkten Beachtung pragmatischer Funktionen (siehe die Debatte zu „Pragmatikalisierung“), für die Darstellung des Ineinandergreifens verschiedener Mechanismen des Wandels, für den Bezug zu konstruktionalen Netzen und zu komplexen chronologischen Ablaufszenarien oder auch für Fragen der Reversibilität von Grammatikalisierungsprozessen („Degrammatikalisierung“). Die Grundzüge dieser und weiterer aktueller Forschungsfragen und Diskussionen wären zum Beispiel über das Handbuch von NARROG/HEINE, das den Stand bis 2011 erfasst, leicht erschließbar.

Die Rezeption und studierendengerechte Integration der neueren Entwicklungen wäre der Mehrwert einer neuen Einführung zur Grammatikalisierung gegenüber bereits vorhandenen gewesen. Insofern ist der Titel des Bandes „Grammatikalisierung“ eine irreführende Benennung. Geboten werden – sehr konzis und gut in der akademischen Lehre verwendbar – deskriptiv fokussierte, belegreiche Fallstudien zu ausgewählten grammatikalisierenden Sprachwandelerscheinungen des Deutschen.

## LITERATUR

- DIEWALD, GABRIELE (1997): Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen. Tübingen: Niemeyer.
- LEHMANN, CHRISTIAN (1995 [1982]): Thoughts on grammaticalization. Revised and expanded version. First published edition. München [et al.]: Lincom Europa (Lincom Studies in Theoretical Linguistics. 1).
- NARROG, HEIKO/BERND HEINE (eds.) (2011): The Oxford Handbook of Grammaticalization. Oxford: Oxford University Press.
- SZCZEPANIAK, RENATA (2009): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. Tübingen: Niemeyer.
- VOGEL, PETRA (2007): Anna ist essen! Neue Überlegungen zum Absentiv. In: GEIST, LJUDMILA/BJÖRN ROTHSTEIN (Hg.): Kopulaverben und Kopulasätze: Intersprachliche und intrasprachliche Aspekte. Tübingen: Niemeyer, 253–284.

Hannover

GABRIELE DIEWALD



MAREIKE KELLER (2014): Phraseme im bilingualen Diskurs. „All of a sudden geht mir ein Licht auf.“ Frankfurt a. M.: Lang. 301 S. (Linguistik International. 30). € 62,95

It is a truism that essentially all languages are affected by contact to some degree. Even languages spoken in communities where monolingualism is the norm will display at least minimal effects of contact, as in the form of borrowed vocabulary. The influence of one language on another, lexical or otherwise, need not be mediated through widespread bilingualism, though it stands to reason that in communities with large numbers of people with facility in more than one language the effects of contact will be greater.

Language contact is therefore far from exceptional across the globe. Among the most interesting works on contact are those focused on the micro-level of the verbal behavior of bilingual individuals, which includes the book under review here. This study, which was the author's doctoral dissertation completed at the University of Mannheim in 2013, investigates the situation of *phrasemes* – multi-word expressions, such as idioms, whose collective semantics are not predictable from the meanings of each individual word – in the speech of bilinguals, specifically their code-switching. Aside from describing structural aspects of code-switched phrasemes, KELLER goes deeper by speculating on the psycholinguistic basis for why certain phrasemes may be only partially subject to code-switching. The empirical foundation for KELLER's study is formed by data from seven German-English bilinguals, persons who immigrated from Germany to the United States as children or young adults and who have spent at least four decades in the U.S.

The book is divided into three major parts: review of the relevant secondary literature; data analysis; and results and discussion. The literature review consists of two main chapters, on phraseology and bilingualism, followed by a shorter third chapter, “Multi-word utterances in bilingual discourse,” that examines a few key studies in other bilingual situations most analogous to KELLER's. These other works involve languages, Turkish and Dutch, for example, that are not genetically related to one another. Since KELLER's study looks at data from two languages that are historical cousins and relatively similar structurally, the potential for greater influence between them is greater.

The second part, describing and analyzing KELLER's data, is quite substantial. The data are divided into two categories, referential phrasemes and communicative phrasemes, of which the former are more frequent than the latter, which consist largely of routinized, fixed expressions, such as greetings, interjections, and the like. Out of a total number of 732 referential phrasemes identified in KELLER's corpus, 20% (n = 146) show evidence of code-mixing or code-switching. Interestingly, most of the code-mixed expressions involve verbal phrasemes, while code switching appears more with non-verbal phrasemes. An example of code-mixing within a verb phrase is given in (1) below.

- (1) Und da bin i dann {in} trouble kommen mit den- mit den Holderbusch von Löwenbräu ...  
(p. 174, ex. 23)

Code-switching involving a non-verbal phraseme (here, a noun phrase) is exemplified in (2).

- (2) ... *I didn't open up any more. It's immer der gleiche Schmar'n, ne? And a few times ...*  
(p. 211, ex. 137)

Of particular importance in KELLER's description of the data is noting where mixing or switching cooccurs with pauses (*Produktionsverzögerungen*), which is plausibly linked to a processing difficulty. Compared to monolingual (non-mixed or switched) expressions, in either German or English, bilingual discourse shows a higher number of pauses, yet KELLER suspects that it is specifically the use of phrasemes that is linked to increased pauses rather than language mixing or switching per se.

Since lexical borrowing is by far the most common consequence of language contact (as opposed to, say, the borrowing of individual sounds, phonological rules, or syntactic structures), KELLER's study of the bilingual behavior of seven individuals has implications for our understanding of the long-term effects of contact on whole varieties, not just idiolects. Here KELLER



wisely draws on MYERS-SCOTTON'S (1997) Matrix Language Frame model, which suggests how code-switching leads to borrowing. One example involves the rendering of the English idiom *to make sure* into a German matrix language. Across multiple varieties of German spoken in the United States, including the oldest and most widely spoken today, Pennsylvania Dutch (Pennsylvania German), this phraseme has been incorporated in a mixed form, with the adjective *sure* being borrowed but the verb remaining some form of *machen*; that is, English *make* undergoes relexification. The very same phenomenon appears in KELLER'S data. KELLER'S example (p. 186, ex. 57) is given in (3); for comparative purposes, its Pennsylvania Dutch equivalent is given in (3').

- (3) ... da wollten wir sure mache, dass mer e Haus griegen, wo ma e Eckbank nei-stelle kann.  
 (3') ... do hemmer schuur mache welle, as mir en Haus griege, wu mer en Eckbank neischtelle kann.

KELLER speculates about why other logically possible renderings of this phraseme would be ruled out, in part because of predictions made by the Matrix Language Frame hypothesis (p. 187). For example:

?Da wollten mer *make sure*  
 (violates the German syntactic requirement of a clause-final infinitive)

?Da wollten mer *sure make*  
 (mismatch between German and English rules of infinitival marking)

?Da wollten mer sicher mache(n)  
 (loss of phraseological meaning)

?Da wollten wir *sure make-e(n)*  
 (word-internal mixing)

KELLER correctly notes the difference in semantic weight between the two elements of the phraseme: *sure* carries the main meaning, while *make* is semantically "emptied" (*entleert*), and therefore more susceptible to being relexified than *sure*. This accounts nicely for the limitation of lexical borrowing in long-term situations of contact when phrasemes are involved, which is different from the borrowing of lexical items that are not part of phrasemes. To cite Pennsylvania Dutch again, numerous simple verbs, for example, are borrowed into the language and fully assimilated morphosyntactically. Examples of forms of the verb *tietsche* 'to teach' are given in (4).

- (4) ich tietsch, du tietscht, er/sie tietscht, etc; sie will tietsche; sie hot getietscht

In such cases, "word-internal mixing", that is, the addition of native (matrix-language) inflectional endings to a borrowed stem, is not only possible, but mandatory. Thus KELLER'S analysis suggests that relexification (= borrowing, long-term) is indeed sensitive to a lexical item'S status as a semantically emptied member of a phraseme. This would be a very interesting phenomenon to investigate in extraterritorial varieties of German.

In general, this book, which is quite accessibly written, is a very nice complement to the larger body of research on language contact, specifically studies of code-mixing, code-switching, and lexical borrowing. KELLER'S intriguing speculations about the psycholinguistic implications of the use of phrasemes in bilingual (and monolingual) discourse would be worth testing in a controlled, experimental way, which is just one of many directions for future work her book points toward.

## REFERENCES

MYERS-SCOTTON, CAROL (1997): *Duelling languages: Grammatical Structure in Codeswitching*. Oxford: Oxford University Press.

Madison/Wisconsin

MARK L. LOUDEN



ROBERT LANGHANKE (Hg.) (2015): Sprache, Literatur, Raum. Festgabe für Willy Diercks. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte. 748 S. € 29,-

Eine Festschrift wie ein bunter Blumenstrauß! Ein sehr großer Blumenstrauß zumal, denn das von ROBERT LANGHANKE herausgegebene Werk kommt auf die stattliche Stärke von fast 750 Seiten und versammelt die Beiträge von 31 Autorinnen und Autoren. Überreicht wurde die Festschrift WILLY DIERCKS, dem Flensburger Germanisten und umtriebigen Organisator schleswig-holsteinischer Sprach- und Kulturpolitik, zum 70. Geburtstag. Die vielfältigen Themenstellungen der Beiträge des Bandes knüpfen durchweg an die Arbeitsgebiete des Jubilars an und lassen sich mit den Worten des Herausgebers auf den gemeinsamen Nenner von „Auseinandersetzungen mit regionaler Sprache und mit Literatur, die auf regionale Sprachräume reagiert“ (S. 13), bringen. Das Niederdeutsche bildet dabei sehr deutlich den Schwerpunkt der Festschrift; ihm ist nicht nur der umfangreichere der beiden Hauptteile mit dem Zwischentitel „Niederdeutsche Sprache und Literatur“ gewidmet. Auch der erste Hauptteil des Bandes mit eher methodologisch ausgerichteten Beiträgen zu „Sprachen und Literaturen in Räumen“ berührt das Niederdeutsche notwendigerweise überall dort, wo die mehrsprachige Region Schleswig-Holstein oder die Stadtregion Hamburg thematisch im Zentrum stehen, in deren Varietätenkonstellationen das Niederdeutsche immer eine wichtige Rolle spielte. So wird auch in den vier Texten des Abschnitts, der sich speziell auf „Friesische Sprache und Literatur“ (S. 239–296) fokussiert, das Niederdeutsche zumeist ausdrücklich mitbedacht.

In ihrem Raumbezug sind die Beiträge gleichsam konzentrisch um Schleswig-Holstein gelagert, das im Zentrum der meisten Texte steht, sie berühren dann aber auch angrenzende skandinavische und norddeutsche Sprach- und Literaturräume und folgen im weitesten geographischen Ausgriff den ausgewanderten Schleswig-Holsteinern bis in die zerklüfteten niederdeutschen „Spracharchipele“ (S. 413) Iowas in den USA (Beitrag von JAN WIRRER). Die Bandbreite der in der Festschrift vertretenen Text-Genres ist groß: Sie reicht von scharfsinnigen linguistischen Plaudereien, wie der von GERTRUD REERSHEMIUS, die den Leser durch die *linguistic landscape* eines Ferientages in Ostfriesland führt (S. 393–409), über die plattdeutsch geschriebene „Lex ut de Schrievwarksteed“ (S. 611–624), in der REINHARD GOLTZ Empfehlungen zur Komposition literarischer Dialoge gibt, über programmatische Texte wie den Aufriss einer regional fokussierten und damit national entgrenzten Literaturgeschichtsschreibung von HELGA BLECKWENN (S. 25–36) oder ULF-THOMAS LESLES in ihrem Rassismus-Vorwurf sicher überschrille, im Kern aber gut begründete Polemik gegen die Kulturalisierung und Ethnisierung „des“ Niederdeutschen im Sprachenrecht-Diskurs (S. 693–741) bis hin schließlich zu aktuellen Projekt- bzw. Methodenpräsentationen und zu linguistischen und literaturwissenschaftlichen Detailstudien. Es ist völlig unmöglich, allen Beiträgen dieser schwergewichtigen Festschrift in einer kurzen Besprechung gerecht zu werden, ich spreche im Folgenden nur einige ausgewählte Beiträge zum (Neu)Niederdeutschen und zur linguistischen Methodologie exemplarisch an, um auf die übrigen Texte des Bandes neugierig zu machen.

KURT BRAUNMÜLLER diskutiert in seinem Beitrag „die äußeren Bedingungen zur Entstehung neuer regional begrenzter Varietäten“ (S. 129) und sieht diese, wie der Titel seines Beitrags bereits ankündigt, vor allem im Vorliegen „kollektiver Zweisprachigkeit“ in einer Region (S. 129–142). An zahlreichen Einzelbeispielen aus dem Bereich der Syntax, Semantik, Morphologie und Lexik skandinavischer Sprachen und Varietäten veranschaulicht BRAUNMÜLLER, wie Bi-/Multilinguale die verschiedenen erworbenen Sprachsysteme kreativ interagieren lassen. Aus der Sicht der Sprecher ermöglichen lexikalische *short cuts* und andere Diasystematisierungen zwischen den differenten Sprachsystemen einen Abbau von Komplexität. Aus der Perspektive der beteiligten Sprachsysteme laufen diese bei Bilingualen typischen Systemüberblendungen auf eine „Zunahme an Komplexität“ (S. 134) hinaus. Unter bestimmten sozialen Bedingungen können so entstehende neue Varianten zu „identitätsstiftenden Indikator[en] für diese lokal abgrenzbare Gruppe von Sprechern werden“ (S. 132) und den Status einer neuen Regionalsprache gewinnen. Vor dem Hintergrund dieser Beobachtungen beurteilt BRAUNMÜLLER die Hoffnung auf eine „Wiederbelebung“ des Niederdeutschen zu einer Regionalsprache pessimistisch: Selbst wenn es gelänge,

„über regionale identitätsstiftende Merkmale genügend neue L2-Sprecher des Niederdeutschen zu finden“, die von den noch verbliebenen L1-Sprechern „als Teil ihrer Sprachgemeinschaft und Kultur akzeptiert werden“, seien keine kommunikativen Domänen erkennbar, die „überwiegend (oder gar ausschließlich) dem Niederdeutschen vorbehalten sind“ (S. 140).

CHRISTOPH PURSCHKE gelingt es sehr überzeugend, die komplexen handlungstheoretischen Zusammenhänge zwischen kognitiven Einstellungen und beobachtbaren Handlungen am einfachen Beispiel des Holzhackens zu veranschaulichen. Einstellungen werden dabei als kognitive Urteils-handlungen bestimmt, die als Teilhandlungen komplexe physische Handlungsschemata vorbereiten und begleiten. Beim Holzhacken wie beim Kommunizieren bestehen diese Urteilshandlungen in „Salienzbeurteilungen und Pertinenzzuschreibungen“ (S. 155). Am Schluss seines Textes erweist PURSCHKE dem Jubilar seine Referenz, indem er die Leser vom Hackklotz im elterlichen Garten zurück zur wahrnehmungsdialektologischen Pionierstudie von WILLY DIERCKS in Schleswig-Holstein führt, die trotz ihres Alters darin vorbildlich sei, dass sie „sich an der Urteilspraxis in der Lebenswelt orientiert und dabei dem konstruktiven Charakter menschlichen Handelns sowohl in der theoretischen Einbettung als auch in der empirischen Erhebung Rechnung trägt“ (S. 161).

SASKIA SCHRÖDER lässt in ihrem Überblick über die methodischen Zugänge zum sprachlichen Wissen linguistischer Laien eine knappe Forschungsgeschichte der Wahrnehmungsdialektologie in eine Vorstellung des Kieler DFG-Projekts „Wahrnehmungsdialektologie“ münden. Bei ihrer eigenen Arbeit mit der weniger bekannten *Pilesort*-Methode kommt sie zu dem ernüchternden Schluss, „dass eine alleinige Berücksichtigung der quantitativen Daten nicht ausreicht, um laienlinguistische Sprachraumkonzeptionen zur Gänze zugänglich zu machen“ (S. 177–178). Der gelegentlich etwas überschwängliche Methodenoptimismus der Wahrnehmungsdialektologie wird hier partiell gedämpft: Die mit den verschiedenen Methoden der Mikro- und Makrokartierung gewonnenen quantitativen Daten müssen demnach erweitert werden um die qualitative Auswertung der „Beschreibungen, Zuschreibungen und Bewertungen“, die Gewährspersonen äußern, um das „Puzzle“ (S. 178) des Sprachwissens von Laien vollständig rekonstruieren zu können.

Argumentativ gewissermaßen in Verlängerung des Beitrags von SASKIA SCHRÖDER verweist auch CAROLIN JÜRGENS auf den „Vorteil qualitativer Methoden“ (S. 200) bei der Analyse laienlinguistischen Sprachwissens und zeigt am Beispiel des Hamburger Substandards, wie Befragte in spontanen oder elizitierten metakommunikativen Äußerungen die Beschreibungen, Zuschreibungen und Bewertungen einer Varietät diskursiv entwickeln. Die meisten der 32 Befragten grenzen den Hamburger Substandard als eigene Sprachlage ab, ordnen sie bestimmten sozialen Gruppen und Stadtteilen zu und versehen sie mit identitären Bewertungen. In der Beschreibung der kennzeichnenden sprachlichen Merkmale des Hamburgischen bleiben die Aussagen der Laien aber „relativ unspezifisch“ (S. 192) und „teilweise schwer zu interpretieren“ (S. 195). Hier zeigen sich also auch Schwächen der interviewbasierten qualitativen Erhebung des Sprachwissens gegenüber beispielsweise der quantitativen Analyse der Laienreaktionen auf die Vorgabe auditiver Stimuli.

Zu Recht stellt ANDREAS BIEBERSTEDT seine Untersuchung zu den Sprachbiographien von 73 Niederdeutschsprechern aus dem Hamburger Stadtteil Kirchwerder ebenfalls in den Kontext der Wahrnehmungsdialektologie. Seine mit zahlreichen Interviewausschnitten veranschaulichte Analyse belegt, dass sich in der Vielzahl individueller Sprachbiographien sprecherübergreifende Interpretationsmuster abzeichnen, „die als Manifestationen eines lokalen Sprachwandels gedeutet werden können“ (S. 231). Die Erzählungen von Probanden verschiedener Altersgruppen thematisieren in großer Übereinstimmung die Ablösung traditioneller Varietätenerwerbsmodi, die Verschiebungen in den Motivationen der elterlichen Sprachvermittlung und die Brüche im elterlichen Sprachverhalten sowie die zunehmende Bedeutung neuer Sprachvermittler außerhalb der Familie. Der Beginn dieses Wandels im lokalen Varietätengefüge Kirchwerders lässt sich aufgrund der konvergierenden Aussagen der großen Zahl von Probanden „mit bemerkenswerter Präzision auf das Ende der 50er Jahre festlegen“ (S. 232).

MICHAEL ELEMENTALER rekonstruiert in seinem Beitrag die Sprachwandelprozesse, die in Schleswig-Holstein zur Ablösung des älteren niederdeutschen Pronomens *et* (bzw. *it*) ‘es’ durch das seit dem 18. Jahrhundert üblich werdende Pronomen *dat* geführt haben. Die Studie verfolgt die diachronischen Prozesse durch ein dichtes Belegkorpus von Dialektgrammatiken, Primärdaten

dialektologischer Erhebungen und Werken der Dialektliteratur und differenziert die Vorgänge regional zwischen Schleswig/Angeln und Holstein bzw. dem Hamburger Raum. In arealer Hinsicht kann die Ablösung des schleswigschen *et* durch das holsteinische bzw. hamburgische *dat* „als repräsentativ angesehen werden für interdialektale Ausgleichstendenzen“ (S. 321), die sich im Niederdeutschen auch andernorts beobachten lassen. Andererseits zeigt die minutiöse Rekonstruktion aber auch, dass der jüngere Wandel des Niederdeutschen durchaus nicht immer auf die hochdeutsche Standardsprache orientiert ist, sondern auch davon bestimmt sein kann, „dass regional bestehende Konvergenzen mit dem Standarddeutschen [*et – es*] abgebaut werden – im Bemühen um die Konstruktion eines als authentischer empfundenen, nächstsprachlichen Niederdeutschen“ (S. 316).

Der Herausgeber selbst gibt einen umfangreichen sprach- und literaturgeschichtlichen Überblick über die „gesteuerte Wiedersichtbarmachung des Niederdeutschen“ (S. 480) durch seine literarische Verschriftlichung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Nach der altsächsischen und mittelniederdeutschen Schriftlichkeit begann mit der durch JOHANN HEINRICH VOSS und vor allem KLAUS GROTH angestoßenen Literarisierung eine dritte Phase niederdeutscher Schriftlichkeit. ROBERT LANGHANKER stellt in seinem Beitrag „überregional wichtige sowie prototypische Ansätze“ (S. 481) dieser Re-Literarisierung vor und diskutiert ihre Programmatiken an metaliterarischen Texten von GROTH, FRITZ REUTER, JOSEPH PAPE, WILHELM OESTERHAUS und KORL BIEGEMANN. Getragen vor allem durch einzelne, landschaftlich gebundene Autoren stelle sich die neuniederdeutsche Schriftlichkeit als „eine Gruppe verschiedener Literaturmundarten“ (S. 518) dar. Der Sprachausbau über die Literarisierung habe in engen thematischen Grenzen „sprachliche Erweiterungs- und Anwendungsmöglichkeiten“ (S. 522) aufgezeigt, die mündlich nicht mehr erreichbar gewesen wären, und auch die dokumentarische „Basis für aktive Sprachförderungs- und Spracherhaltungsbemühungen“ (S. 524) gelegt. Die verbreitete Hoffnung, über die Literarisierung auch den fortlaufenden Sprechsprachenwechsel im norddeutschen Raum aufzuhalten, habe sich aber nicht erfüllt. Mit diesem in weiten Regionen inzwischen abgeschlossenen Sprechsprachenwechsel geht die dritte Phase der niederdeutschen Schriftlichkeit nach der vorsichtigen Prognose LANGHANKERS in eine vierte Phase über, die vor allem dadurch bestimmt sei, dass die niederdeutsche Schriftlichkeit zunehmend von Autoren getragen wird, die selbst keine sprechsprachliche Kompetenz oder Praxis mehr haben. Die zwiespältige Folge dieser Situation wäre einerseits eine sprachlich orthographische Standardisierung des Schriftniederdeutschen durch den Einfluss von Regelwerken und Bildungseinrichtungen und andererseits eine gänzlich standardisierungsferne „freie Schriftlichkeit“ (S. 536) in den digitalen Medien.

PETER BÜRGER versteht seinen Beitrag zur Festschrift als engagierte „Problemanzeige“ (S. 657), die dazu aufruft, eingeschliffene Ansichten über die „Unterdrückung oder gar geplante Ausmerzung der Mundarten im NS-Staat“ (S. 667) kritisch zu überdenken und die historische Forschung zur Sprach- und Kulturpolitik gegenüber den Dialekten im Nationalsozialismus wieder aufzunehmen. Die von der bisherigen Forschung angeführten Indizien für eine Mundartfeindlichkeit des Nationalsozialismus werden kritisch auf ihren historischen Kontext und ihre politische Relevanz befragt und mit den gegenläufigen Befunden eines außerordentlich regen niederdeutschen Kulturlebens in der Nazizeit kontrastiert. Die lange Wirkungsgeschichte der These vom mundartfeindlichen Nationalsozialismus wird unter anderem durch die mögliche Entlastungsfunktion dieser These für Mundartaktivisten aus der Zeit des Nationalsozialismus erklärt. BÜRGER selbst erweitert die Indizienreihe für den mundartfeindlichen Nationalsozialismus sogar noch um einige besonders rabiate Äußerungen HITLERS, die bisher keine Beachtung fanden, beharrt aber zu Recht darauf, dass auch hier erst historisch zu prüfen wäre, ob sich in derartigen Äußerungen ein konsistentes und konkurrenzloses sprachpolitisches Programm abzeichnet habe, das irgendeine institutionelle Vermittlung in den Sprachalltag und das Kulturleben der Bevölkerung erfahren hat. BÜRGER entwirft ein historiographisches Forschungsprogramm, das die Frage nach dem Verhältnis des NS zu den Dialekten auf „solider“, und das heißt historisch kontextualisierter Quellenbasis, mit regionalem Fokus und mit der Berücksichtigung der vor den Nationalsozialismus zurückreichenden Traditionslinien wieder aufnimmt: „Die Frage bzw. Fahndung nach einer amtlichen, irgendwo oben oder gar ganz oben angesiedelten ‚Kampften-

denz gegen die Mundarten‘ im NS-Staat muss stets ergänzt werden durch die Darstellung der alltäglichen, politischen und kulturellen Wirklichkeiten in den Regionen“ (S. 679).

Die literaturwissenschaftlichen Beiträge zur DIERCKS-Festschrift entfalten ein ähnlich facettenreiches Bild von Forschungsansätzen und Arbeitsgebieten wie seine sprachwissenschaftlichen Texte, von denen hier nur einige Beispiele angeführt werden konnten. ROBERT LANGHANKES Festschrift ist damit nicht nur eine gelungene Würdigung der philologischen Arbeit des Jubilars, sondern sein buchstäblich schwergewichtiger Band kann zugleich einen breiten Überblick geben über aktuelle Forschungen zum Niederdeutschen und zu seinen Kontaktvarietäten. Wer wissen möchte, was in der seit Jahren erfreulich auflebenden niederdeutschen Philologie heute *state of the art* ist, dem sei dieser Band dringend empfohlen.

Berlin

KLAAS-HINRICH EHLERS

Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Begründet von A. LASCH und C. BORCHLING. Mit Unterstützung der BAT-Stiftung der Universität Hamburg. Hg. von DIETER MÖHN. Kiel/Hamburg: Wachholtz. Bd. III, Lfg. 38 (2015): *undernēminge* bis *unvorlēchlĭk*. Bearbeitet von JÜRGEN MEIER und DIETER MÖHN. Sp. 271–398. € 20,–

Zum „Mittelniederdeutschen Handwörterbuch“ siehe zuletzt meine Rezension in STELLMACHER (2014). Die daran anschließende Lieferung, die hier angezeigt wird, enthält etwa 1.200 Stichwörter, ausschließlich Präfixbildungen mit *under-* (Sp. 271–318) und *un-* (Sp. 318–398). Mit den im Interpretament ausgebreiteten Informationen gewährt diese Lieferung auch gründliche Einblicke in einen Bereich mittelniederdeutscher Wortbildung, wie überhaupt dieses lexikographische Unternehmen viel mehr ist als ein „Wörterbuch“. Das ist schon in vorausgegangenen Rezensionen hervorgehoben und veranschaulicht worden. In dieser Lieferung werden Interessierte an der mittelalterlichen Sittenlehre auf ihre Kosten kommen – in den Lemmata *undōget*, *undōglichēit*, *unēre(n)*, *unervāren*, *unērlĭk*, *unvōch*. Wie wenig zimperlich man in dieser Hinsicht war, zeigt die Charakteristik der Russen als *ein groff unertagen Volck* (Sp. 349). Sprachlob macht sich an der Bewahrung des Alten fest, so beim Friesischen und Nordischen (Sp. 362: *unvoranderet*). Dass mit *un-* präfigierte Wörter gesundheitliches Befinden wiedergeben, überrascht nicht, dementsprechend sind hier viele volksmedizinische Ratschläge zu lesen, so der Einsatz von Knoblauch bei *arbedendē mynschen*, da sie ja oft Wasser trinken und Schwerverdauliches essen müssen (Stichwort *unvordouwelĭk*, Sp. 377).

Aus lexikographischer Sicht ist zur Artikelgliederung zu fragen, warum bei *underslān* (Sp. 295), *undersleyfen* (Sp. 296–297) die unterschiedlichen Bedeutungen nicht überall mit Gliederungsmarkern versehen worden sind (vergleiche in *underslān* sub 2 und 3). Demgegenüber lässt in dieser Beziehung der Artikel *undersleyf* (Sp. 296) keine Wünsche offen. Dass allein der *ē/ö*-Unterschied bei den Stichwörtern *unvorbrēkelĭken* und *unvorbrōkelĭken* (Sp. 368), beides Adverbien mit gleicher Bedeutung, zwei Wortartikel begründen soll, erscheint wenig plausibel.

Insgesamt gesehen gilt, dass auch diese Lieferung wieder viel Lesenswertes bietet. Die zitierten Belege verdienen eine aufmerksame Lektüre; Zitierfehler, wie zum Beispiel im Zitat einer mittelniederdeutschen Postille von 1468 (Stichwort *undiuldichēit* Sp. 328) *Et synt wal lude de sachtmodich* (nicht *sachtmodig*) *schynen to wesene so langhe als en nicht verdretes en schuyt* (nicht *schyt*) [...] oder aus der Stockholmer Ausgabe des „Theophelus“ (Stichwort *unvlēdichēit* Sp. 357) *Gy hebben dycke vnkushey* (nicht *vnkuscheyt*) *Ghe dreuen* [...], stören nicht grundsätzlich. Das gilt weniger für den fehlenden Stammvokal in *Bdel-* (Stichwort *underschēdinge* Sp. 285), wo wohl ein *o/ö* zu erwarten ist.

Diese Lieferung ist eine gelungene Fortsetzung des „Mittelniederdeutschen Handwörterbuchs“, auf weitere Lieferungen dürfen wir uns freuen.

## LITERATUR

STELLMACHER, DIETER (2014): Rezension zum Mittelniederdeutschen Handwörterbuch. Begründet von A. LASCH und C. BORCHLING. Mit Unterstützung der BAT-Stiftung der Universität Hamburg herausgegeben von DIETER MÖHN. Neumünster: Wachholtz. – Bd. III, Lfg. 35 (2007): *tâ bis telderer*. Bearbeitet von KAY W. SÖRENSEN. Sp. 741–868. Bd. III, Lfg. 36 und 37 (2013): *u bis undernēmen*. Bearbeitet von JÜRGEN MEIER und DIETER MÖHN. Sp. 1–270. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 81 (1), 113–115.

Göttingen

DIETER STELLMACHER

JOHN PETERSON (2015): Sprache und Migration. Heidelberg: Winter. 101 S. (Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik – KEGLI. 18). € 13,–

JOHN PETERSONS Einführung in das Themenfeld „Sprache und Migration“ fokussiert als Zielgruppe Studierende der Philologie und Sprachwissenschaft und konzentriert sich daher laut eigener Aussage auf konkrete Praxisbereiche (siehe die Anmerkungen im Vorwort). Die Einführung gliedert sich in sechs Kapitel („Einleitung“, „Allgemeine Grundlagen“, „„Deutsch‘ ist nicht gleich ‚deutsch‘“, „Codeswitching & Co. – Jonglieren mit zwei Sprachen“, „Schreiben [nicht nur] im Kontext der Migration“, „Mehrsprachigkeit und Schule“), ein (nicht allzu umfangreiches) Literaturverzeichnis, ein konzises Glossar und ein abschließendes Sachregister. Am Ende der einzelnen Kapitel befindet sich jeweils eine kurze Zusammenfassung mit einer Auflistung der relevanten Grundbegriffe.

Einleitend werden sinnvollerweise einige die Mehrsprachigkeit betreffende Mythen widerlegt. In Bezug auf den Mythos der doppelten Halbsprachigkeit führt der Verfasser an „dass Zweisprachige nur dann codeswitchen, wenn sie wissen, dass ihr Gegenüber auch beide betroffene Sprachen spricht“ (S. 5), was sicherlich nicht immer zwangsläufig der Fall ist und sein kann. Das zweite Kapitel setzt sich zunächst mit der Frage auseinander, ab welchem Zeitpunkt ein Mensch als mehrsprachig zu betrachten sei (S. 13–15) und kommt zu dem Schluss, dass „es [...] keine objektiv richtige Definition von *Mehrsprachigkeit* [gibt]“ (S. 15), was sicherlich in gewisser Weise zutreffend ist. Allerdings hätten die Literaturhinweise bei den Ausführungen durchaus breiter gestreut sein können. Beispielsweise wäre es relevant gewesen, wenigstens die funktionelle Sichtweise ELS OKSAARS (2003, 31) von Mehrsprachigkeit anzuführen. Durchaus folgerichtig wird auch das Konzept der „heritage language“ (S. 19) thematisiert. Jedoch wird als Quelle ausschließlich auf den entsprechenden Eintrag in Wikipedia verwiesen, ohne wenigstens ansatzweise dezidierte Forschungsliteratur (zum Beispiel POLINSKY / KAGAN 2007) zu erwähnen.

Ein Aspekt des dritten Kapitels widmet sich „Sprache und Geographie“. Passender wäre sicherlich „Sprache und Diatopie“ gewesen. PETERSON führt diesbezüglich an: „Man könnte sogar so weit gehen, dass man Dialektsprecher, die auch Hochdeutsch beherrschen, als ‚mehrsprachig‘ oder zumindest ‚multilektal‘ [...] betrachtet. Dies mag zunächst überraschen, [...]“ (S. 27). Überraschend ist dies gewiss nicht und es handelt sich hierbei um keine neue Erkenntnis. Bereits 1979 spricht WANDRUSZKA (1979, 314) von einem „dynamische[n] Polysystem [...], in dem die Sprachen verschiedener Lebenskreise, denen wir angehören, ineinander greifen und sich vermischen.“ Auch in rezenten Publikationen wird dieses Konzept nach wie vor behandelt (vergleiche exemplarisch WILDFEUER 2009). Sehr umfassend beschäftigt sich der Verfasser in Kapitel 4 mit den diversen Facetten von Codeswitching, Codemixing und Entlehnungen und es werden zahlreiche Beispiele für den Sprachkontakt des Deutschen mit dem Englischen, dem Russischen und dem Türkischen angeführt. Dass Codeswitching zwangsläufig ein Zeichen für „doppelt[e] [V]ollsprachig[keit]“ sei (S. 45), muss bezweifelt werden. Durchaus können Codeswitching-Phänomene bisweilen auch Marker für eine mangelnde Sprachbeherrschung sein. Im sich anschließenden Kapitel („Schreiben [nicht nur] im Kontext der Migration“) wird die generelle Bedeutung des sozioökonomischen Status für den Schriftspracherwerb von Schülerinnen und

Schülern an mehreren Stellen betont (S. 87 und 88), was durchaus als wichtige Erkenntnis zu erachten ist. Anerkennenswert ist auch das Bemühen PETERSONS, Mehrsprachigkeit prinzipiell als Chance und nicht als Hürde dazustellen (S. 97).

Um einen ersten Einblick in die Thematik zu gewinnen, ist die Einführung sicherlich geeignet. Im Hinblick auf die Tatsache, dass Studierende als Zielgruppe gedacht sind, müssten bei einer Neuauflage terminologische Unzulänglichkeiten (zum Beispiel die Klassifizierung von *Lehrerin* und *Lehrer* auf Seite 23 als Morpheme, wobei es sich allerdings um Lexeme handelt) berichtigt werden.

## LITERATUR

OKSAAR, ELS (2003): Zweitspracherwerb. Wege zur Mehrsprachigkeit und zur interkulturellen Verständigung. Stuttgart: Kohlhammer.

POLINSKY, MARIA/OLGA KAGAN (2007): Heritage Languages: In the 'Wild' and in the Classroom. In: *Language and Linguistic Compass* 1 (5), 368–395.

WANDRUSZKA, MARIO (1979): Die Mehrsprachigkeit des Menschen. München: Piper.

WILDFEUER, ALFRED (2009): Mehrsprachigkeit und Deutschunterricht – Die Entwicklung von Sprachaufmerksamkeit und Sprachverwendungskompetenz als Lehr- und Lernziele. In: FERSTL, CHRISTIAN (Hg.): „Dem Dorfschullehrer sein neues Latein ...“. Beiträge zu Stellenwert und Bedeutung des Dialekts in Erziehung, Unterricht und Wissenschaft. Regensburg: edition vulpes, 60–78.

Regensburg

NICOLE ELLER-WILDFEUER

Pommersches Wörterbuch. Begründet von WOLFGANG STAMMLER, fortgesetzt von HANS-FRIEDRICH ROSENFELD. Herausgegeben von RENATE HERRMANN-WINTER und MATTHIAS VOLLMER. Band 2, Lieferung 1–7 (*L-schnuben*). Autoren: ULF-HERMANN BADER, UTE NEUMANN, KATHARINA OELZE, MATTHIAS VOLLMER. Berlin: Akademie 2008–2013, Berlin [u. a.]: De Gruyter 2014–2015. Je 64 Seiten, Lieferungen 1–5 je € 19,80, Lieferungen 6–7 je € 19,95.

Mit dem ersten Teil des zweiten Bandes und seinen circa 12 000 Stichwörtern wird die Betrachtung des „Pommerschen Wörterbuches“ in der ZDL fortgesetzt (die Lieferungen des ersten Bandes sind in STELLMACHER 2004 und STELLMACHER 2009 besprochen worden). Auch die vorliegenden Lieferungen bieten wieder eine die Großlandschaftswörterbücher auszeichnende Verbindung von semantischen, geographischen, grammatischen, sprachgeschichtlichen und volkskundlichen Informationen. Das verleiht diesem Wörterbuchtyp den gleichermaßen belehrenden und unterhaltenden Charakter, wozu auch die breite Präsentation gebundener Sprache beiträgt, die Sprichwörter, Redensarten, Ratschläge und „Lebenshilfen“, siehe als schönes Beispiel die Wortartikel von *Melk* und Zusammensetzungen (II/2). Obwohl konzeptionell auf die Behandlung „rein“ sondersprachlicher Lexik verzichtet werden soll (Einleitung zum 1. Band, S. IX), findet der Wörterbuchbenutzer im untersuchten Material zahlreiche Hinweise auf Fach- und Gruppensprachliches, auch da, wo keine Abhängigkeit zu Appellativen gegeben ist. Seemännisches und fischersprachliches Wortgut steht dabei an der Spitze, bei dem Untersuchungsgebiet dieses Wörterbuches nicht überraschend.

Im Unterschied zu anderen Großlandschaftswörterbüchern, etwa dem mir besonders vertrauten niedersächsischen, bemühen sich die Greifswalder Lexikographen sehr um die Vermittlung etymologischer Informationen; hierzu gehören auch die Angaben „Etym. unklar“ (sub *schecksen* II/7), was als Anregung für weiteres etymologisches Bemühen gelesen werden darf. Die vertretbaren Etymologien erscheinen als „Vermerke“, also bei Verzicht auf Diskussion, in einigen Fällen jedoch mit Quellenverweisen. Die Vermerke selbst bestehen aus der Angabe einer Vorstufe (*Puk*<sup>3</sup> – mnd. *pûk* 'Tuchart best. Qualität', II/5), der Lehnbeziehung (*Plewa* entlehnt aus poln. *plewka*

‘Häutchen’, II/4), der Wortbildung (*Pokenooks* kindspr. ‘Gesäß’. Zusammengebildet aus *Pöker* und *Noors*, II/4), der Wortgeschichte (*Rappwäter* ‘Rapswasser’, Benennungsmotiv ist der frühere Brauch, einträgliche Rapserten mit Sekt zu begießen, II/5), aus Onomatopöie (*Schnartendart* lautmal. ‘Wachtelkönig, Rohrdommel, Laubfrosch’, II/7) und Volksetymologie (*ratzikähl* volks-etym. umgebildet aus hd. ‘radikal’, II/5) sowie aus der Landesgeschichte (*Richtenbarger*, veralt. ‘Schnaps aus Richtenberg’, einem Ort, wo sich bis 2003 eine Spirituosenfabrik befand, II/5).

Dass bei den Entlehnungen wenn möglich die Gebersprache genannt wird, ist willkommen, nicht nur bei den Slawica mit „urslaw., poln., russ., pomoranisch, slovinzisch“, sondern auch bei den Neerlandica, deren Hauptquelle das diesbezügliche Standardwerk von HERMANN TEUCHERT (1972 [1944]) darstellt, zum Beispiel *Lom* ‘tiefer Entwässerungsgraben’, etymologisch zu *loom* nach Teu 376 niederländisches Lehnwort ‘matt, steif, träge, flau’ (II/1). Allerdings sollte man das Verständnis nicht erschweren, indem statt „niederländisch“ von „niederfränkisch“ gesprochen wird: *Mier*<sup>2</sup>: „Das Wort ist niederfränkischer Herkunft, vgl. Teu 354ff.“ (II/2). Wenn bei *Muff*<sup>2</sup> die Bedeutung „Spitzname für den Holländer“ (II/2) angegeben wird, dann hätte ergänzt werden können, dass im Niederländischen *mof* ein Schimpfwort für Deutsche ist, entsprechend *Moffrika* ‘Deutschland’. Das zeigt auch, was für ein weites Feld etymologische Hinweise eröffnen, der Wörterbuchbenutzer weiß die Ergebnisse der Arbeit auf diesem Gebiet zu schätzen.

Auf die Schwierigkeit, bei der Angabe der Wortbedeutungen Polysemie und Homonymie überzeugend zu unterscheiden, ist in früheren Rezensionen schon hingewiesen worden. Die vorliegenden Lieferungen bieten dafür weitere Beispiele, etwa bei den Wortartikeln *Pütt*<sup>1</sup> und *Pütt*<sup>2</sup> (II/5), wo mir Polysemie vorzuliegen scheint, wohingegen es sich bei den Bedeutungsunterschieden von *Råster* (II/5) als ‘grobe Feile des Stellmachers’, ‘schwatzhafte Frau’, ‘älterer, noch sehr tatkräftiger Mensch’ um Homonymie handeln dürfte. Ein klarer Korrekturfalle findet sich im Wortartikel *Middwäk(en)*, wo in der Rätselaufklärung die Bemerkung „weil nur der Mittwoch das Grundwort *-dag* nicht aufweist“ (II/2, Sp. 175) übersieht, dass der letzte Wochentag im Untersuchungsgebiet doch *Sünnabend* (HERRMANN-WINTER 1987) heißt (hieβ?).

Die sieben Lieferungen bieten drei Sprachkarten zur Entwicklung von mnd. *o* vor *lt* (II/3), zur Bezeichnung der Getreidereste auf dem Feld (II/5), und zu konsonantischen Reliktgebieten (II/6). Formal sind Kleinigkeiten zu beanstanden, so der fehlende Durchschuss in II/6, Spalte 720 zwischen *Saddel* und *Sädel* und in II/6, Spalte 754 zwischen *Schangel* und *schanghaien*. Im Spaltensatz ist auf solche Setzungen besonders zu achten. Um einen Druckfehler dürfte es sich handeln, wenn im Artikel *schluten* (II/7, Sp. 857) in einem Satzbeleg „Feester“ steht, wo wohl ‘Fenster’ gemeint ist; ein Stichwort *Fenster* enthält die *F*-Wortstrecke des Pommerschen Wörterbuches aber nicht. Die ‘Sommerschule’ trägt im Hinterpommerschen Wörterbuch (LAUDE 1995) das Stichwort *Såmeschaul* nicht *Såmerschaul* (wie in II/6, Sp. 731), wie dort auch *Såme* für ‘Sommer’ angesetzt worden ist (S. 299).

Abschließend kann festgehalten werden, dass die hier betrachteten Lieferungen nicht nur die willkommene Fortsetzung eines wichtigen niederdeutschen Großlandschaftswörterbuches sind, sondern jedem am Niederdeutschen Interessierten Lesestoff bieten.

## LITERATUR

- HERRMANN-WINTER, RENATE (1987): Kleines Plattdeutsches Wörterbuch für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum. Rostock: Hinstorff.
- LAUDE, ROBERT (1995): Hinterpommersches Wörterbuch des Persantegebietes. Herausgegeben von DIETER STELLMACHER. Köln [u. a.]: Böhlau (Quellen zur pommerschen Geschichte. 12).
- STELLMACHER, DIETER (2004): Rezension zu „Pommersches Wörterbuch“. Begründet von WOLFGANG STAMMLER. Fortgesetzt von HANS-FRIEDRICH ROSENFELD. Herausgegeben von RENATE HERRMANN-WINTER. Band 1, Lieferung 1–4 (*A bis Botterfatt*). Unter der Leitung der Herausgeberin bearbeitet von WOLFGANG FEDDERS, JÜRGEN GRAMBOW, FRANK SCHNIBBEN, ULF-HERMANN BADER, MATTHIAS VOLLMER. Berlin: Akademie 1997–2000. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 71 (1), 116–118.



STELLMACHER, DIETER (2009): Rezension zu „Pommersches Wörterbuch“. Begründet von WOLFGANG STAMMLER. Fortgesetzt von HANS-FRIEDRICH ROSENFELD. Herausgegeben von RENATE HERRMANN-WINTER. Band 1, Lieferung 5–13 (*Botterfett* bis *kuwwe*). Unter der Leitung der Herausgeberin bearbeitet von ULF-HERMANN BADER, JÜRGEN GRAMBOW (bis zur 9. Lieferung), MATTHIAS VOLLMER. Berlin: Akademie 2001–2007. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 76 (2), 232–235.

TEUCHERT, HERMANN (1972 [1944]): *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts*. 2. Auflage mit Würdigung und Bibliographie des Verfassers besorgt von REINHOLD OLESCH und LUDWIG ERICH SCHMITT. Köln/Wien: Böhlau.

Göttingen

DIETER STELLMACHER

REGULA SCHMIDLIN (2011): *Die Vielfalt des Deutschen: Standard und Variation. Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache*. Berlin/Boston: De Gruyter. XIII, 356 S. (Studia linguistica Germanica. 106). € 129,95

Die Welt ist unübersichtlich und ungerecht. Ungerecht ist zum Beispiel, dass die verschiedenen Sprachen, die es gibt und die natürlich aus linguistischer Sicht alle gleichwertig, gleichberechtigt, gleich schwierig und gleich interessant sind, von den Sprechern einer Sprache, die ja mehrheitlich nicht in linguistischen Kategorien zu denken gewohnt sind, ein sehr unterschiedliches Prestige zugewiesen bekommen (für Deutschland vergleiche GÄRTIG/PLEWNIA/ROTHE 2010, 243–249 und PLEWNIA/ROTHE 2011); Entsprechendes gilt für die verschiedenen Varietäten einer Sprache (für Deutschland vergleiche GÄRTIG/PLEWNIA/ROTHE 2010, 155–167). Ungerecht ist auch, dass die Deutschen viele sind und die Schweizer und Österreicher (im Vergleich dazu) wenige. Und dass möglicherweise das eine irgendwie mit dem anderen zusammenhängt. Zum Problem wird das deshalb, weil sich Deutsche, Österreicher, Schweizer (und noch ein paar mehr) eine gemeinsame Sprache teilen müssen und dieses gemeinsame Teilen stark von Asymmetrien zugunsten des großen Deutschland geprägt ist.

Es hat sich für moderne Sprachen als zweckmäßig erwiesen, über eine elaborierte Standardvarietät zu verfügen, auch das Deutsche hat seinen Standard. Die genauen Grenzen dessen, was der Standard sein soll, sind allerdings nicht so leicht zu bestimmen; die Debatte darum, was Standard (Hochdeutsch) ist, wird geführt, seit es so etwas wie Hochdeutsch gibt. Neben dieser Normdiskussion gibt es aber auch eine Normpraxis – sozusagen den angewandten Standard –, die regional (und natürlich auch sozial und diachron) differiert. Dabei fungieren die Staatsgrenzen der deutschsprachigen Länder sozusagen als Isoglossenbündel; damit hat das Deutsche nicht nur einen Standard, sondern mindestens deren drei (und eigentlich noch mehr). In jüngerer Zeit hat zur Erfassung dieses Sachverhalts das Konzept der Plurizentrik an Popularität gewonnen, an dessen Ausarbeitung vor allem ULRICH AMMON großen Anteil hat (vergleiche AMMON 1995 sowie zahlreiche weitere Publikationen). Die Kernthesen dieses Ansatzes lauten: Standardvarietäten differieren; die hauptsächlichsten Unterschiede sind auf die nationalen Sprachräume bezogen; wie Nationen (unabhängig von ihrer Größe) gleichberechtigt sind, sind es auch Standardvarietäten; dies muss auch seinen lexikographischen Niederschlag finden. In dem Modell verfügt das Deutsche mit Deutschland, Österreich und der Schweiz über drei sogenannte „Vollzentren“ und einige „Halbzentren“ (Belgien, Südtirol usw.). Wichtig ist die Prämisse, dass bei der Beschreibung dieser Standardvarietäten nicht (wie etwa in der traditionellen Lexikographie häufig geschehen) die Varietät Deutschlands als der Default gesetzt und die übrigen Varietäten nur aus einer Differenzperspektive beschrieben werden, sondern dass es sich um je eigenwerte Varietäten handelt. Das ist zweifellos ein vernünftiger Ansatz. (Allerdings kann man diskutieren, ob die Terminologie so glücklich ist: ein Zentrum, also ein Mittelpunkt, ohne Peripherie? Ein Sprachgebiet, das nur aus Mittelpunkten besteht? Und was sind eigentlich „Halbzentren“ – halbe Mittelpunkte? Und was ist dann deren andere Hälfte? In dem Modell gibt es sogar „Viertelzentren“ [KELLERMEIER-REHBEIN 2014, 29–30], nämlich Namibia oder die Mennoniten; das ist schon etwas merkwürdig.)

Sichtbarstes Ergebnis dieses Ansatzes ist das „Variantenwörterbuch des Deutschen“ (AMMON et al. 2004), das von einer gemeinsamen Projektgruppe in Duisburg, Innsbruck und Basel erarbeitet wurde (und für das derzeit an den Universitäten Duisburg-Essen, Wien und Basel eine Neubearbeitung entsteht). In diesen Kontext ordnet sich auch die Habilitationsschrift von REGULA SCHMIDLIN ein. SCHMIDLIN war Mitarbeiterin der Basler Arbeitsgruppe des „Variantenwörterbuchs“ und hatte daher für ihre Arbeit unmittelbaren Zugriff auf dessen Belegkorpus. Der Aufbau des Bandes ist vernünftig und transparent. Nach einem ersten, zehnteiligen Einleitungskapitel zur begrifflichen Annäherung („Nationalsprache und Plurizentrik aus der Laien- und Forschungsperspektive“) und einem zweiten, zwölfseitigen Einleitungskapitel „Zur Abgrenzbarkeit von Sprachen und zur Bildung von Sprachgemeinschaften in Europa“ behandelt das dritte Kapitel auf 46 Seiten das Thema „Variation und Standardisierung“. Zunächst wird das Konzept der Standardsprache grundsätzlich diskutiert (mit einer starken Fokussierung auf das Englische und die angelsächsische Forschung). Anschließend geht es um die Frage, welche relevanten Größen an der Standardisierung beteiligt sind. An der Oberfläche des sozialen Gefüges sind dies vor allem die von AMMON identifizierten vier Gruppen der Normautoritäten, der Kodifizierer, der Modellsprecher und -schreiber und der Sprachexperten (AMMON 1995, 73–82). Als allgemeineres Wirkprinzip zur Herstellung von Einheitlichkeit ist das der Ökonomie zu nennen; dies kontrastiert SCHMIDLIN (unter Rekurs auf MÜHLHÄUSLER 2005) mit einer Perspektive, nach der Sprachen als ökologische Systeme begriffen werden können, wodurch Varianz einen Eigenwert bekommt. Im Folgenden wird erklärt, wie Standardisierungsprozesse ablaufen (etwas vergrößert gesagt, sind es im Prinzip Synchronisierungen, wie sie SCHMIDT/HERRGEN 2011 beschreiben), wobei es durchaus auch immer eine politische Dimension sprachplanerischen Handelns gibt. Wie sich das konkret für das Deutsche abgespielt hat und wie die Hauptlinien des Diskurses ums rechte Deutsch verliefen, wird im folgenden Abschnitt nachvollzogen (der allerdings leider nur bis ins 18. Jahrhundert reicht – dabei war das 19. Jahrhundert für die Durchsetzung des neuen Standards höchst bedeutsam; vergleiche LINKE 1996, außerdem, sozusagen die Gegenperspektive, ELSPASS 2005). Im letzten Abschnitt dieses Kapitels setzt sich SCHMIDLIN mit der These einer fortschreitenden Destandardisierung des Deutschen auseinander; vermutlich ist das, wie SCHMIDLIN plausibel zeigt, eher ein Wahrnehmungs- oder allenfalls ein Datenproblem.

Das vierte Kapitel „Dezentralisierte Normen: Deutsch als plurizentrische Sprache“ fasst auf 35 Seiten noch einmal die prinzipiellen Grundannahmen zusammen. Es geht darum, die unstrittig feststellbare Variation in den drei deutschsprachigen Staaten im Bereich dessen, was üblicherweise als Standardvarietät verwendet und verstanden wird, so zu beschreiben, dass diese nationalen Standards jeweils als gleichwertige, gleichberechtigte Varietäten begriffen werden und nicht aus der traditionellen Differenzperspektive, die den Sprachgebrauch in Deutschland als den Referenzpunkt setzt, von dem aus alle Variation als Abweichung aufgefasst wird. Offenbar gibt es zu den verschiedenen Varietäten aber doch unterschiedlich viel zu sagen; von den neun Seiten zu Deutschland widmen sich sieben der DDR (über die eigentlich dominanten Nord-Süd-Unterschiede erfährt man nichts), Österreich bekommt viereinhalb und die Schweiz fünf Seiten, wobei teilweise Dinge aus den historischen Kapiteln wiederaufgenommen werden; ein zentraler Punkt ist der, dass in Österreich Standarddiskurse wesentlich engagierter geführt wurden und werden als in der Schweiz, weil für die Schweizer nicht das Standarddeutsche, sondern der Dialekt die Funktion eines „Nationalsymbols“ (S. 104) darstellt.

Den eigentlichen Hauptteil des Buches bildet (mit 180 Seiten) das fünfte Kapitel, die „Untersuchungen zur Repräsentation der Plurizentrik des Deutschen“. Es bietet erstens eine Durchsicht von Wörterbüchern auf ihren Umgang mit der nationalen Standardvariation, zweitens eine statistische Auswertung des Textkorpus des „Variantenwörterbuchs“ und drittens eine eigene empirische Erhebung zu Kompetenzen und Einstellungen von Sprechern. Im ersten Abschnitt wird anschaulich ausbuchstabiert, wovon in den historischen Kapiteln schon die Rede war: dass nämlich die Lexikographie des Deutschen überwiegend aus einer monozentrischen Perspektive mit Deutschland als sprachlichem Hegemon betrieben wurde und überwiegend noch wird; selbst die zahlreichen Sammlungen von Austriazismen und Helvetismen werden üblicherweise als (regionale oder nationale) Besonderheiten auf der Folie des deutschen Standards wahrgenommen

und beschrieben. Erst mit dem „Variantenwörterbuch“, das ausführlich und mit Beispielartikeln vorgestellt wird, wird eine „lexikographische Demokratisierung“ (S. 110 – ein großes Wort) erreicht, indem es als erstes Wörterbuch „die Konzeption einer plurizentrischen Standardsprache [...] lexikographisch konsequent und symmetrisch umsetzt“ (S. 134). So ist es denn folgerichtig, dass im zweiten Abschnitt das Textkorpus des „Variantenwörterbuchs“ für weitere Untersuchungen genutzt wird. Dieses Korpus besteht aus Texten aus den deutschsprachigen Ländern, überwiegend aus den 1990er Jahren, aus Zeitungen, Zeitschriften, Sachbüchern, Belletristik verschiedenen Anspruchs und Gebrauchstexten. Aus dem Gesamtkorpus hat SCHMIDLIN 537 Texte mit insgesamt 48.379 Seiten ausgewählt (wobei sie, wohl mit dem vernünftigen Ziel einer Komplexitätsreduktion, nur Texte aus Deutschland, Österreich und der Schweiz berücksichtigt hat) und dann, etwas vereinfacht gesagt, ausgezählt, wie oft in den Texten verschiedener Provenienz Einheiten, die das „Variantenwörterbuch“ als Varianten verzeichnet, vorkommen, und dies wiederum mit verschiedenen Variablen wie Textsorte, Themenfeld, Alter des Textes, Alter des Autors, Geschlecht des Autors in Beziehung gesetzt. Das Ergebnis ist ziemlich klar: die Texte aus Deutschland enthalten 47,8 Varianten pro 100 Quellenseiten (das heißt durchschnittlich auf jeder zweiten Seite eine im „Variantenwörterbuch“ gebuchte Form), die aus Österreich 115,8 und die aus der Schweiz 186,8 Varianten, wobei insbesondere die Schweizer Texte in ihrer Variantendichte stark schwanken (höher in Regionalzeitungen mit geringer Reichweite, geringer in belletristischen Texten jüngerer Deutschschweizer Autoren); SCHMIDLIN führt diesen Befund auf eine „längere eigenständige Entwicklung des Schweizerhochdeutschen“ (S. 177) sowie auf eine „grössere Breite an Abstufungen von regional geprägter Schriftlichkeit“ (S. 177) zurück.

Wie das fünfte Kapitel gewissermaßen den Kern des Buches bildet, bilden die 109 Seiten des dritten Abschnitts den Kern des fünften Kapitels. Hier werden, nach einigen grundsätzlichen Überlegungen zur Relevanz von Einstellungsuntersuchungen sowie einem Bericht zum Forschungsstand (wobei das Manuskript des Bandes schon 2008 abgeschlossen wurde, so dass die in jüngster Zeit erschienenen Arbeiten keine Berücksichtigung finden konnten), die Einzelheiten einer eigens durchgeführten empirischen Erhebung zu Variantenwissen, -gebrauch und -bewertung dargestellt. Durchgeführt wurde die Erhebung von Ende 2004 bis Anfang 2006, und zwar mittels eines Internetfragebogens, der über die Website des Deutschen Seminars der Uni Basel sowie diejenige des Schweizer Fachportals der Sprach- und Literaturwissenschaften zugänglich war. Insgesamt besteht die Stichprobe aus 908 Gewährspersonen; abgefragt werden der Gebrauch von sechs lexikalischen und sechs Aussprachevarianten, die Kenntnis und die vertikale Einordnung von sechs lexikalischen Varianten sowie die regionale Zuordnung von elf in Beispielsätzen präsentierten Varianten, außerdem einige Fragen zu allgemeinen Spracheinstellungen und die erwartbaren soziodemographischen Daten. Auf diese Weise kommt eine beträchtliche Datenmenge zusammen, die zu bearbeiten mit einem erheblichen Aufwand verbunden ist. Allerdings ändert die vergleichsweise hohe Probandenzahl nichts an einem prinzipiellen methodischen Problem: die Stichprobe ist nicht repräsentativ, mehr noch, sie ist sehr unausgewogen zusammengesetzt. Das ist bei der gewählten Erhebungsmethode auch nicht zu vermeiden – es hat aber natürlich Folgen für die Aussagekraft der Ergebnisse. Am augenfälligsten ist das für die Variablen Alter, Bildung und Herkunft. So gehören 36 % der Befragten, die ihr Alter angeben, der Altersgruppe der 21- bis 30-Jährigen an (S. 216). Bei der Frage nach dem höchsten Bildungsabschluss geben 47 % der Befragten einen Hochschulabschluss an, weitere 36 % Abitur/Matura, einen Fachhochschulabschluss oder eine künstlerische Ausbildung (S. 216–217). Am kritischsten ist wohl das Ungleichgewicht in der regionalen Herkunft der Probanden: Von den Befragten, die hierzu Angaben machen, stammen 62 % aus der Schweiz, 27 % aus Deutschland und nur 8 % aus Österreich (wobei die detaillierten Zahlenangaben auf S. 218 widersprüchlich sind). Das führt zwangsläufig überall dort, wo Aussagen nicht über Einzelgruppen, sondern über die Gesamtstichprobe gemacht werden, zu einer mehrfachen Verzerrung. In Bezug auf die Herkunftsvariable gibt es aber auch noch ein anderes Problem (das SCHMIDLIN aus dem „Variantenwörterbuch“ ererbt hat): Das Plurizentrik-Modell operiert ja mit dem Konzept der nationalen Standardvarietäten, das heißt im Prinzip entspricht ein sprachliches Zentrum einem Land (explizit so zum Beispiel auf S. 5). Nun gibt es allerdings auch innerhalb der Länder regionale Unterschiede, die bis in den Standard reichen. Um diese

zu erfassen, nimmt das „Variantenwörterbuch“ für Deutschland und Österreich eine regionale Differenzierung in Großräume vor (AMMON et al. 2004, XLIII und XLVII für Deutschland bzw. XXXIV und XXXVII für Österreich). Die Kriterien für das Zustandekommen dieser Räume bleiben jedoch völlig im Dunkeln. Viele der beobachtbaren Unterschiede im Standard sind zwar „größtenteils bedingt durch die zugrundeliegenden Dialekte“ (AMMON et al. 2004, XLVII), die Räume des „Variantenwörterbuchs“ weichen aber an mehreren Stellen in erstaunlicher Weise von den dialektalen Großräumen ab. Beispielsweise umfasst der Bereich „D-südwest“ neben den alemannischen Gebieten auch das Saarland und „Teile von Rheinland-Pfalz“. In Österreich bildet das alemannische Vorarlberg zusammen mit dem bairischen Tirol und „Teilen Salzburgs“ den Raum „A-west“. Dennoch ist es vernünftig, diese Einteilung zu übernehmen, da ja das „Variantenwörterbuch“ für SCHMIDLIN sozusagen die Eichgröße für die von ihr abgefragten Varianten darstellt. Offenbar ist die Räume-Liste des „Variantenwörterbuchs“ mit ihren Unschärfen auch genau die, die SCHMIDLIN ihren Probanden zur Verortung ihrer eigenen regionalen Herkunft anbietet (S. 345). Das hat den etwas kuriosen Nebeneffekt, dass ein Proband, der beispielsweise in Sachsen-Anhalt wohnt, freihändig entscheiden darf, ob er sich „D-nordost“ oder „D-mittelost“ zuordnet; auch wer etwa in der Steiermark wohnt, muss selbst wissen, ob er eher in „A-ost“ oder eher in „A-südost“ zu Hause ist. Diese – wie gesagt, eigentlich vernünftige und für SCHMIDLIN kaum zu korrigierende – regionale Differenzierung hat auch noch eine weitere Folge, die wiederum mit der Zusammensetzung der Stichprobe zusammenhängt: Für einige der Teilgruppen wird die Zahl der Gewährspersonen sehr klein (S. 218). Von den elf Regionen haben nur sieben mindestens 30 Probanden, nur zwei liegen über 35 (nämlich „D-mittelwest“ mit 90 und „CH“ mit 518 Probanden). In „A-mitte“ sind es hingegen nur 9, in „A-südost“ gar nur 8 Probanden. Damit kann man eigentlich nicht mehr statistisch rechnen. (Übrigens gibt es nicht nur ein Problem der kleinen, sondern auch ein Problem der sehr kleinen Gruppen: in der Stichprobe befinden sich auch drei Gewährspersonen aus Liechtenstein, zwei aus Südtirol und eine aus Luxemburg; darüber sind nun überhaupt keine statistischen Aussagen mehr möglich. Immerhin werden diese sehr kleinen Gruppen auch in die statistischen Berechnungen nicht miteinbezogen, aber in den Mittelwert-Diagrammen werden sie immer gesondert geführt – das ist nicht sinnvoll, man sollte sie ganz weglassen.)

Doch zur Erhebung im Einzelnen. Fünf Themenblöcke gibt es. Im ersten dieser Blöcke wird eine Variable „Loyalität“ konstruiert. Die Probanden sollten sechs vorgegebene Sätze vervollständigen; die auf diese Weise erfragten lexikalischen Varianten waren: *Schuhbänder/Schuhbündel/Schnürsenkel/Schuhlitzen/Schuhriemen*, *Vorrang/Vorfahrt/Vortritt*, *resch/kross/rösch/knusprig*, *Kinderroller/Trittrroller/Roller/Trottinett/Tretroller*, *geparkt/parkiert*, *Kantstein/Bordkante/Trottoirrand/Randstein/Gehsteigkante/Bordstein*. Wählt eine Gewährsperson eine Variante, deren Geltungsareal sich ausweislich des „Variantenwörterbuchs“ mit der Herkunftsregion der Gewährsperson deckt, ergibt dies einen hohen Loyalitätswert, die Wahl einer herkunftsregionsfremden Variante hingegen ergibt einen niedrigen Loyalitätswert. Für das erste Variantenbündel (*Schnürsenkel* usw.) werden die Antworten tabellarisch detailliert (absolut und prozentual) aufgeschlüsselt (S. 227; in der Tabelle wird auch das Problem der kleinen Fallzahlen augenfällig), für die übrigen Fragen gibt es so etwas leider nicht. Dafür gibt es eine Mittelwertberechnung über alle sechs Variantenbündel (S. 223), mit dem Ergebnis, dass die Befragten in Nord- und Mitteldeutschland eine hohe, die Befragten in Süddeutschland und Österreich eine mittlere und die Befragten in der Schweiz eine niedrige Variantenloyalität aufweisen. Es folgen einige statistische Berechnungen zur Überprüfung etwaiger Korrelation anderer Variablen, mit überwiegend wenig eindeutigen und schwer zu interpretierendem Ergebnis. Ein hoher Bildungsstand scheint mit einer hohen Variantenloyalität zu korrelieren; jugendliches Alter sowie – in der Schweiz – weibliches Geschlecht korrelieren mit einer niedrigen Variantenloyalität. Im Fragebogen wurden außerdem, nach demselben Muster, sechs Aussprachevarianten erhoben: *wuchern* ([u]/[u:]), *Klavier* ([v]/[f]), *China* ([k]/[ʃ]/[x]/[ç]), *Ägypten* ([ɪ]/[y]), *Labor* (Erst- oder Zweitsilbenbetonung), *vorzüglich* (Erst-, Zweit- oder Drittsilbenbetonung). Hierüber erfährt man aber leider, außer einer etwas kryptischen Tabelle mit Prozentangaben zu Mehrfachantworten (S. 234), nichts weiter.

Für den zweiten Themenblock, „Kenntnis und Gebrauch von Varianten“, hatten die Gewährspersonen zu sechs Sätzen anzugeben, ob ihnen die darin enthaltenen nationalen Varianten geläufig sind und wie sie sie hinsichtlich ihrer Dialektalität bzw. Standardsprachlichkeit einschätzen. Die Frage nach der Standardsprachlichkeit mag etwas verblüffen – SCHMIDLIN bezeichnet sie selbst auch als „Fangfrage“ (S. 248) –, lautet die theoretische Prämisse nach Maßgabe des „Variantenwörterbuchs“ doch, dass alle Varianten gleichermaßen den Standard repräsentieren. Die abgefragten Varianten waren *rubbeln*, *einlangen*, *speditiv*, *aufklauben*, *Klassenfahrt* und *besammeln*. Zu vier der Varianten werden die Ergebnisse präsentiert. Es zeigen sich relativ klare (und auch in etwa erwartbare) Muster: der Teutonismus *Klassenfahrt* ist in Deutschland völlig geläufig, in Österreich und der Schweiz wird er nicht verwendet, ist aber mehrheitlich bekannt. Der Austriazismus *einlangen* ist nur in Österreich in Gebrauch, im restlichen Sprachgebiet ist er eher unbekannt. Der Helvetismus *speditiv* ist nur in der Schweiz geläufig, überall sonst hat er niedrige Bekanntheits- und Gebrauchswerte. Die Variante *aufklauben* schließlich, von der das „Variantenwörterbuch“ angibt, sie gelte in Österreich und Süddeutschland, erhält eben dort die erwarteten hohen Bekanntheits- und Gebrauchswerte, während sie in Nord- und Mitteldeutschland und in der Schweiz eher nicht gebraucht wird. Für die im Einzelnen dargestellten Varianten ist das plausibel. Das Problem ist aber, dass man immer nur genau eine Variante hat. Aus den Werten zum Teutonismus *Klassenfahrt* etwa schlussfolgert SCHMIDLIN nun aber, „dass Teutonismen [...] auch bei GP aus anderen Regionen gut bekannt sind“ (S. 237). Das ist natürlich sehr kühn, es kann zwar sein, dass sich die Situation bei anderen Teutonismen genauso verhält, aber vielleicht auch nicht. Das ist ein generelles methodisches Problem: auch wenn die Erhebung viele Gewährspersonen und viele Fragen umfasst, so dass die Auswertung durch eine Einzelperson eine wahrhaft respektable Leistung bedeutet – im Grunde ist die Datenbasis doch zu schmal, um solche verallgemeinernden Aussagen treffen zu können. Dass die Werte zu einem einzigen Wort wenig besagen, zeigt sich auch bei der Frage der Bewertung der Standardsprachlichkeit. So wird der Helvetismus *besammeln* in der Schweiz für eher standardsprachlich gehalten, in Österreich und in Deutschland für eher dialektal (in Deutschland noch mehr als in Österreich). Der Helvetismus *speditiv* hingegen bekommt durchgängig viel höhere Werte, in Österreich liegen sie sogar auf dem Niveau der Schweiz, und wird auch von Personen für standardsprachlich gehalten, die seine Bedeutung nicht kennen – was natürlich damit zu tun hat, dass er wie ein lateinisches Fremdwort aussieht. – Alle Werte werden nun zu einer Gesamtvariablen verrechnet, mit dem Ergebnis, dass die abgefragten Varianten in Österreich und in der Schweiz insgesamt für standardsprachlicher gehalten werden als in Deutschland.

Beim nächsten Themenblock sollen die Gewährspersonen Beispielsätze (aus dem Belegkorpus des „Variantenwörterbuchs“) regional zuordnen; abgefragt wurden *sich einen Splitter einziehen*, *Dampf/Backrohr*, *Plaste und Elaste*, *Joghurt* (mask.), *aufgelassen*, *eindrücklich*, *verkühlt*, *übrissen*, *hässig*, *am Balkon*, *verkaufsoffen*. Die Eignung einzelner Varianten für die Fragestellung mag diskutabel erscheinen, beispielsweise ist *Plaste und Elaste* dermaßen als DDR-Schibboleth aufgeladen, dass davon ausgehend kaum generalisierbare Aussagen möglich sein dürften. Leider werden die Daten zu den einzelnen Items nicht aufgeschlüsselt (was man sich zumindest für den Anhang gewünscht hätte), es gibt nur die Gesamtmittelwerte (S. 263), die allerdings keine auffälligen Unterschiede in der regionalen Herkunft der Probanden in Bezug auf die Treffsicherheit ihrer regionalen Zuordnungen zeigen. Immerhin scheint es so zu sein, dass Fremdvarianten generell besser verortet werden als Eigenvarianten; das erscheint auch plausibel, wenn man annimmt, dass vielen Sprechern bei standardsprachlichen Eigenvarianten deren räumliche Begrenztheit nicht bewusst ist.

Der Abschnitt des Fragebogens, in dem die soziodemographischen Daten der Probanden erhoben wurden, enthielt auch einige Fragen zur Bewertung der Standardsprache, unter anderem die Frage nach dem prototypischen Standardsprecher und dem Ort des besten Standards. Die Antworten auf diese Fragen bilden den fünften Themenblock. Nimmt man die Antworten aller Befragten zusammen, kommt, kurz gesagt heraus, dass das beste Standarddeutsch (oder Hochdeutsch) in Deutschland, genauer: in Norddeutschland gesprochen werde (S. 269–270). Das erscheint auf den ersten Blick wenig überraschend – ist aber eigentlich überhaupt nicht aussage-

kräftig. Eine solche gesamthafte Darstellung aller Befragten mittels Schaubild und Tabelle – wie sie auch für den geschriebenen Standard (S. 276–277) und für die Frage nach dem prototypischen Sprecher (S. 272–273) und dem prototypischen Schreiber (S. 278–279) erfolgt – ist einigermassen sinnlos, wenn man sich die Asymmetrien der regionalen Herkunft in der Gesamtstichprobe (über drei Fünftel Schweizer) vor Augen hält. Immerhin gibt es jeweils auch eine Tabelle mit einer regionalen Aufschlüsselung. Die Unterschiede aber sind insgesamt nicht groß (statistische Berechnungen gibt es hier nicht). Eine interessante regionale Differenz gibt es immerhin bei den Fragen nach dem prototypischen Sprecher und Schreiber; hier werden insgesamt als größte Gruppen Medienschaffende und Gebildete genannt, allerdings in unterschiedlicher Reihenfolge: In Deutschland und Österreich werden häufiger die Gebildeten genannt, in der Schweiz häufiger die Medienschaffenden.

Das sechste und letzte Kapitel des Bandes schließlich („Die plurizentrische Variation der deutschen Standardsprache in Wörterbüchern, in Texten und beim Individuum: Bilanz und Perspektiven“, 16 Seiten), bietet eine Gesamtzusammenfassung, ist mit Prognosen zur weiteren Entwicklung der Plurizentrik zurecht zurückhaltend und beinhaltet den vernünftigen Hinweis, dass bei künftigen Untersuchungen zum Thema auch die Salienz der Varianten mitberücksichtigt werden sollte.

Was folgt nun aus alledem? Das zentrale Ergebnis der für diese Arbeit durchgeführten – ohne Frage sehr aufwendigen – Erhebung lautet (stark vergrößert) in etwa: Erstens: Die befragten Sprecher verfügen über ein Konzept von Standardsprachlichkeit; in Bezug auf die abgefragten Varianten gibt es ein ziemlich klares Bewusstsein über deren vertikale Verortung; mit vielen der Varianten sind auch Vorstellungen über deren regionale Geltung verbunden. Zweitens: Es gibt bei bestimmten Varianten deutliche regionale Unterschiede in der Bekanntheit und in der Zuschreibung der Standardsprachlichkeit; die Befragten aus Österreich und der Schweiz kennen mehr der abgefragten Varianten und sind im Schnitt eher bereit, sie für standardsprachlich zu halten. Drittens: Damit stehen die Sprecherurteile in eklatantem Widerspruch zur lexikographischen Praxis des „Variantenwörterbuchs“, das ja alle abgefragten Items als Varianten des Standards bucht. Das hat eine hohe Plausibilität, und es ist ein sehr interessanter Befund, denn in gewissem Sinne steht hier Empirie (des „Variantenwörterbuchs“) gegen Empirie (der Sprecherbefragung). Bedauerlicherweise wird der Leser mit der Auflösung dieses Widerspruchs allein gelassen. Die gefährliche Frage, ob es sich beim Konzept der Plurizentrik, auf dem die ganze Arbeit fußt, gar nur um „ein linguistisch-lexikographisches Konstrukt“ (S. 296) handele, wird zwar in einer Zwischenüberschrift gestellt, aber nicht ernsthaft diskutiert. Stattdessen wird lediglich konstatiert, dass „diese empirisch gesicherte lexikographische Sicht von der Mehrzahl der GP nicht geteilt wird“ (S. 248). Die Plurizentrik sei eine Tatsache, die eben bloß leider „mehrheitlich nicht bis in die Köpfe der Sprecherinnen und Sprecher vorgedrungen zu sein scheint“ (S. 296). Viele der Varianten würden „in ihrer Standardsprachlichkeit generell unterschätzt“ (S. 284). Es ist methodisch nicht glücklich, wenn man Probanden nach ihren Einstellungen fragt und selber „die eigentlich richtige Antwort“ (S. 278), „die richtige Antwort“ (S. 287), „die einzig richtige Antwort“ (S. 298) schon kennt. So wie die monozentrische „Standardideologie“ (S. 24, 72 et passim) ohne Zweifel gegenüber den kleineren Zentren paternalistisch ist, könnte man die Feststellung für paternalistisch gegenüber den linguistischen Laien halten, dass es den Sprechern einfach „noch an Bewusstsein für die Variation der Standardsprache und die Ebenbürtigkeit der Varietäten mangelt“ (S. 302). Natürlich soll keineswegs bestritten werden, dass es verschiedene nationale Standardvarietäten des Deutschen gibt – auch wenn in der nicht-linguistischen Welt „das Konzept der plurizentrischen Standardsprache [...] noch nicht weit verbreitet ist“ (S. 271). Aber vielleicht ist die Sache ja auch komplizierter. SCHMIDLIN zitiert PRESTON: „What linguists believe about standard matters very little“ (S. 35; PRESTON 1989, 352). Offenbar ist es so – und das ist ein bedeutsamer Ertrag dieser Arbeit –, dass es in Bezug auf die Standardsprache zwei verschiedene Wirklichkeiten gibt: eine linguistische (das heißt plurizentrische), und eine laienlinguistische mit einem einigermassen unübersichtlichen Geflecht verschiedener Norm- und Prestigezuschreibungen, über das man noch nicht so sehr viel Genaues weiß, aber gerne mehr wüsste. In welchem Verhältnis diese beiden Wirklichkeiten zueinander stehen, ist durchaus eine

interessante Frage. Dabei kann die laienlinguistische Wirklichkeit nicht einfach mit Unwissenheit der Nichtlinguisten wegerklärt werden, denn für die Sprecher hat ihr differentes Standardkonzept ja eine hohe soziale Relevanz. Insofern ist an dieser Stelle durchaus noch viel Raum für weitere Forschungen.

Manch peniblem Leser mag missfallen, dass der Band nicht sonderlich gut lektoriert ist. Etliche Druckfehler (vor allem bei der Worttrennung am Zeilenende und der Kommasetzung), Dubletten von Zitaten (S. 23 und 51, S. 72 und 290) und Fußnoten (S. 152 und 164, S. 271 und 278), Lücken und Fehler im Literaturverzeichnis oder die unterschiedliche Skalierung der statistischen Abbildungen sind etwas störend. Aber das sind Oberflächlichkeiten. SCHMIDLIN liefert mit ihrer lesenswerten Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Verhältnisse der Standardvarietäten in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Besonders hervorzuheben ist der empirische Ansatz, der (bei allen Vorbehalten gegenüber der Stichprobe und der Zahl und der Auswahl der abgefragten Varianten) wichtige neue Einsichten liefert und wegweisend sein kann für weitere Erhebungen in diesem Themenfeld.

#### LITERATUR

- AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York: De Gruyter.
- AMMON, ULRICH/HANS BICKEL/JAKOB EBNER/RUTH ESTERHAMMER/MARKUS GASSER/LORENZ HOFER/BIRTE KELLERMEIER-REHBEIN/HEINRICH LÖFFLER/DORIS MANGOTT/HANS MOSER/ROBERT SCHLÄPFER (†)/MICHAEL SCHLOSSMACHER/REGULA SCHMIDLIN/GÜNTER VALLASTER (2004): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Unter Mitarbeit von RHEA KYVELOU, REGULA NYFFENEGGER und THOMAS OEHLER. Berlin/New York: De Gruyter.
- ELSPASS, STEPHAN (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Linguistik. 263).
- GÄRTIG, ANNE-KATHRIN/ALBRECHT PLEWNIA/ASTRID ROTHE (2010): Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache (amades. 40).
- KELLERMEIER-REHBEIN, BIRTE (2014): Plurizentrik. Einführung in die nationalen Varietäten des Deutschen. Berlin: Erich Schmidt.
- LINKE, ANGELIKA (1996): Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart: Metzler.
- MÜHLHÄUSLER, PETER (2005): Linguistic communities. In: MARTÍ, FÈLIX/PAUL ORTEGA/ITZIAR IDIAZABAL/ESTIBALIZ AMORRORTU/ANDONI BARREÑA/PATXI JUARISTI/CARME JUNYENT/BELÉN URANGA (eds.): Words and Worlds. World Languages Review. Clevedon [u. a.]: Multilingual Matters (Bilingual Education and Bilingualism. 52), 10–45.
- PLEWNIA, ALBRECHT/ASTRID ROTHE (2011): Spracheinstellungen und Mehrsprachigkeit. Wie Schüler über ihre und andere Sprachen denken. In: EICHINGER, LUDWIG M./ALBRECHT PLEWNIA/MELANIE STEINLE (Hg.): Sprache und Integration. Über Mehrsprachigkeit und Migration. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache. 57), 215–253.
- PRESTON, DENNIS R. (1989): Standard English Spoken Here: The Geographical Loci of Linguistic Norms. In: AMMON, ULRICH (ed.): Status and Function of Languages and Language Varieties. Berlin/New York: De Gruyter, 324–354.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH/JOACHIM HERRGEN (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Schmidt (Grundlagen der Germanistik. 49).

Mannheim

ALBRECHT PLEWNIA



CHRISTIAN SCHWARZ (2015): Phonologischer Dialektwandel in den alemannischen Basisdialekten Südwestdeutschlands im 20. Jahrhundert. Eine empirische Untersuchung zum Vokalismus. Stuttgart: Steiner. 584 S. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, 159). € 79,-

CHRISTIAN SCHWARZ untersucht in seiner Dissertation den phonologischen Wandel im Vokalismus im Verlauf von circa einhundert Jahren. Parallel zu seiner Arbeit entstand ergänzend die Dissertation von TOBIAS STRECK (2012) zum phonologischen Wandel im Konsonantismus, die ebenfalls den südwestdeutschen Raum untersucht. CHRISTIAN SCHWARZ nutzt die Erhebungen aus GEORG WENKERS „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ von 1880 und vergleicht sie mit den Erhebungen des „Südwestdeutschen Sprachatlases“ (SSA, STEGER/GABRIEL/SCHUPP 1989 ff.), die zusammen sowohl kompetenz- als auch performanzorientierte Daten zur Verfügung stellen. Als Methode wird hierfür ein doppelter Kartenvergleich angestellt, der einerseits für Real-Time-Vergleiche zwischen WENKERS „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ und den Abfragedaten des SSA (Kompetenz) dient, und andererseits die SSA-Abfragedaten mit den spontansprachlichen Daten des SSA (Performanz) von nahezu denselben Informanten in einem Apparent-Time-Vergleich untersucht. Neben einer Vielzahl von Einzelanalysen phonologischer Phänomene werden anhand statistischer Aggregatanalysen die Einflussfaktoren auf den Lautwandel untersucht.

Nach einem recht knapp gehaltenen Einführungskapitel und der Darstellung der Fragestellungen sowie der Methodik in Kapitel 2 erfolgen in den Kapiteln 3 bis 11 die Einzelanalysen relevanter vokalischer phonologischer Phänomene. Diese sind die neuhochdeutsche Diphthongierung, die Realisierung von mhd. *ei*, die Realisierung von mhd. *ou*, die schwäbische Diphthongierung, die Realisierung von mhd. *ë*, die Realisierung von mhd. *â* im Auslaut, die neuhochdeutsche Monophthongierung, die Entrundung und die Vokaldehnung. In Kapitel 12 werden die statistischen Aggregatanalysen und damit die Einflussfaktoren Isoglossenabstand, morphologische Komplexität, Geschlecht, Erhebungssituation und Rezenz besprochen.

Die Qualität der Kapitel 3 bis 11 zeichnet sich insbesondere durch ihren immer gleichen Aufbau aus. In allen Einzelanalysen werden in derselben Reihenfolge die Inhalte besprochen, sodass der Leser schnell die gewünschten Informationen findet. Nach einer kurzen Einführung in die historischen Lautverhältnisse wird das untersuchte Datenkorpus besprochen. Anschließend werden die Wandelprozesse in den einzelnen Lexemen untersucht, wobei im Idealfall zuerst ein Real-Time-Vergleich zwischen WENKER und SSA-Abfragedaten angestrebt wird und anschließend ein Apparent-Time-Vergleich zwischen SSA-Abfragedaten und SSA-Spontansprachdaten durchgeführt wird. Im Anschluss daran werden Gesamtanalysen zu allen untersuchten Lexemen einer etymologischen Klasse vorgenommen, wobei Real-Time- und Apparent-Time-Vergleiche gesondert besprochen werden. Neben dem Vergleich auf Einzelexemebene und den Entwicklungen innerhalb einer etymologischen Klasse beantwortet SCHWARZ immer auch die Frage, ob die Standardsprache als vertikaler Einfluss oder die benachbarten Dialektgebiete als diatopischer Einfluss für den Lautwandel ursächlich sind. Weiterhin werden die Interpolationen besprochen, die auf der Basis der Gebrauchshäufigkeiten dialektaler bzw. standardnaher Varianten in der Spontansprache berechnet werden. Diese graphische Darstellung bietet dem Leser eine sehr anschauliche Möglichkeit die Verteilung der Varianten im Raum nachzuvollziehen und darüber hinaus augenscheinlich Gebiete mit konservativem Sprachstand von innovativen Gebieten mit hoher Variabilität zu unterscheiden, sowie Isoglossen und deren Wirkung auf die umliegenden Gebiete nachzuvollziehen. Zum Ende eines jeden Kapitels wird auf die lexikalische Steuerung des Lautwandels und den Einfluss der morphologischen Komplexität eingegangen, bevor eine kurze Zusammenfassung des Kapitels den Schluss bildet.

Anhand statistischer Aggregatanalysen (Kap. 12) überführt der Autor die bislang überwiegend qualitative Untersuchung in eine solide quantitative Untersuchung. Damit gelingt es ihm, die Einflussfaktoren auf den Lautwandel herauszuarbeiten und interessante Ergebnisse zu präsentieren. Die Frage, ob Lautwandel endogenen oder exogenen Ursprungs ist, kann er klar beantworten. In den Basisdialekten Südwestdeutschlands ist hauptsächlich der Sprachkontakt zu benachbarten Dialekten und zur Standardsprache – also exogener Wandel – maßgebend (S. 535). Das Verhältnis dieser beiden exogenen Faktoren steht ebenfalls im Interesse der Untersuchung. SCHWARZ stellt



fest, dass der Einfluss der Standardsprache dem der benachbarten Dialekte überlegen ist, jedoch handelt es sich bei den Wandelprozessen zumeist um eine Kombination aus horizontalem und vertikalem Wandel (S. 537). Der diatopische Wandel scheint zudem von der Größe und Form des untersuchten Variationsgebiets und weiterhin auch von dessen Isoglossenlänge abzuhängen (S. 495). Die Frage nach dem Einfluss der morphologischen Komplexität erbrachte, vor allem nachdem sie mit der Gebrauchsfrequenz in Bezug gesetzt wurde, die Erkenntnis, dass morphologisch komplexe Wörter häufiger standardnah realisiert werden, aber nur, wenn sie mittelfrequent sind. Hoch- und niederfrequente komplexe Wörter scheinen besonders häufig dialektnah realisiert zu werden (S. 505). Abgesehen von diesen Komplexitätseffekten kann weiterhin beobachtet werden, dass der Lautwandel generell eine deutlich lexikalische Steuerung aufweist und zwar dahingehend, dass „das Alter eines Lexems im Repertoire der Dialektsprecher in Verbindung mit semantischen Eigenschaften“ (S. 536) systematische Unterschiede erklären kann. Lexeme, die schon seit langer Zeit im Dialekt verankert sind, verhalten sich besonders konservativ in ihrer Lautung (S. 536). Mit Hilfe seiner Untersuchung gelang es SCHWARZ außerdem zwei besonders konservative Gebiete im Südwesten ausfindig zu machen, die mit einer Gesamtinterpolation – also einer Interpolation über alle untersuchten phonologischen Phänomene hinweg – veranschaulicht werden (S. 509). Diese beiden konservativen Areale sind zum einen der äußerste Südwesten des Untersuchungsgebiets und zum anderen ein im schwäbischen Raum gelegenes Gebiet mit seinem Zentrum um die Stadt Biberach. Zwischen diesen Gebieten erstreckt sich ein breites Übergangsbereich mit ausgesprochen großer Variation (S. 541). Ein weiteres interessantes Ergebnis bezieht sich auf die Rezenz als Einflussfaktor. SCHWARZ (S. 22) definiert den Begriff folgendermaßen:

Die phonologische Rezenz stellt eine Größe sprachlicher Variation dar, die besagt, dass die Wahrscheinlichkeit der Wiederholung einer bestimmten phonologischen Variante im Laufe der Sprechsequenz umso höher ist, je weniger Zeit zwischen der ersten Äußerung und der zweiten vergangen ist. Variation wäre innerhalb der Redesequenz demnach nicht gleichmäßig verteilt, sondern würde in zeitlichen Clustern auftreten.

Seine Untersuchung zeigt, dass eine lautliche Variante tendenziell wiederholt wird, wenn ihr eine identische Lautung vorangegangen ist, jedoch nur dann, wenn diese aus derselben etymologischen Klasse stammt. Weiterhin scheint dieser Effekt bei dialektaler Lautung größer zu sein als bei standardsprachlicher Lautung (S. 529).

SCHWARZ stand in seiner Untersuchung einigen methodischen Problemen gegenüber, deren Lösung nicht immer leicht war. Diese methodischen Probleme werden im Folgenden skizziert und deren Lösungen kritisch betrachtet.

Real-Time-Vergleiche sind in SCHWARZ' Arbeit nicht für alle untersuchten Lexeme möglich, da es nicht immer Karten von beiden Erhebungen gibt. Ersatzweise werden, wenn eine Karte von WENKER für den Real-Time-Vergleich nicht zur Verfügung steht, Untersuchungen von FISCHER (1895) (beispielsweise S. 315, Realisierung von mhd. *ë* im Lexem *Leben* [Subst. + Verb]) und selten auch von HAAG (1929/30) (beispielsweise S. 417, Vokaldehnung in offener Silbe im Lexem *Ofen/Öfen*) herangezogen. Da die Erhebungen FISCHERS (1895) zu einer vergleichbaren Zeit und ebenfalls mit indirekter Fragebogenmethode schriftlich erfasst worden sind wie die Daten WENKERS, ist dieser Ersatz gerechtfertigt. Zu berücksichtigen bleibt jedoch (und das erkennt der Autor selbst), dass die Informanten – Lehrer und Schüler einerseits und Pfarrer andererseits (wobei man nicht weiß, wer genau die Gewährspersonen hier waren) – verschiedene soziale Gruppen bilden (S. 158, Fn. 55). Entsprechend zeigen WENKERS und FISCHERS Isoglossen teils deutliche Unterschiede, sodass der Ersatz für den Real-Time-Vergleich mit FISCHERS Daten mit Vorbehalt zu deuten ist. Umkehrt stellt SCHWARZ einen Real-Time-Vergleich zwischen WENKER und den spontansprachlichen Daten des SSA an, wenn die Abfragedaten des SSA das entsprechende Lexem nicht beinhalten (zum Beispiel S. 383–386, Entrundung von mhd. *iu* im Lexem *Leute*). Bedenken bei der Interpretation der Ergebnisse äußert er dabei nicht. So bleibt es Aufgabe des Lesers zu entscheiden, ob die vermeintlich beobachtbaren Sprachwandelprozesse tatsächlich diachroner Natur sind, oder modalitätenbedingte Artefakte darstellen, die durch die vollkommen unterschiedlichen Erhebungsmethoden (indirekt vs. direkt/Kompetenz vs. Performanz) hergestellt

worden sind. Wären in allen untersuchten Lexemen die Real-Time-Vergleiche sowohl zwischen WENKER und SSA-Abfragedaten als auch WENKER und SSA-Spontansprachdaten angestellt worden, dann hätte man eine Vergleichsbasis, aufgrund derer man eventuelle Interpretationseinbußen im Falle einer fehlenden Erhebung relativieren könnte. Da dies jedoch nicht der Fall ist, sind diese Ergebnisse nur mit Vorbehalt interpretierbar. Die Motivation fehlende Erhebungen durch (mehr oder weniger) vergleichbare Daten zu ersetzen, ist sicherlich darin begründet, dass SCHWARZ das Ziel hatte, mit seiner Untersuchung den größtmöglichen Erkenntnisgewinn zu erlangen. Ausgehend von dieser Annahme beeinträchtigt diese methodische Entscheidung den allgemeinen Wert der Arbeit nicht.

Ein weiterer Kritikpunkt, der sich leider durch die gesamte Abhandlung zieht, ist die unklare und uneinheitliche Verwendung des Begriffs „Apparent-Time-Vergleich“. Traditionell steht der Begriff „Apparent-Time“ für einen Vergleich unterschiedlicher Altersgruppen (zum Beispiel Jugendliche und Erwachsene) für den Daten zu einem Zeitpunkt und mit einer Methode erhoben worden sind. Bekannte Studien, die Apparent-Time-Vergleiche ausgehend von dieser Definition nutzen, sind beispielsweise LENZ (2003) und LAMELI (2004). SCHWARZ hingegen verwendet die Begrifflichkeit zur Gegenüberstellung der SSA-Abfragedaten und der SSA-Spontansprachdaten, die sich auf weitestgehend dieselben Sprecher beziehen. Worin hier die „scheinbare Zeit“ besteht, bleibt unklar, da die Erhebungen beider Aufnahmen zum selben Zeitpunkt und mit denselben Personen vorgenommen wurden. Es stellt vielmehr einen Vergleich auf vertikaler Ebene innerhalb eines Repertoires eines Sprechers dar. Abgesehen von dieser Verwendung wird der Begriff jedoch auch für den Vergleich zwischen den Erhebungen WENKERS und den Erhebungen FISCHERS eingesetzt. In diesem Fall werden also verschiedene Sprecher zum ungefähr selben Zeitpunkt miteinander verglichen. Auch hier ist unklar, worin die „scheinbare Zeit“ besteht. Im Einleitungskapitel erwähnt SCHWARZ zwar sehr kurz, dass es sich bei seiner Untersuchung um einen Apparent-Time-Vergleich im Sinne einer Untersuchung unterschiedlicher Erhebungssituationen handelt, erklärt damit jedoch nicht, was diese Begrifflichkeit rechtfertigt bzw. weshalb das Vorgehen nicht als vertikaler Vergleich bezeichnet wird. Diese begriffliche Unschärfe hätte vermieden werden können, wenn der Ausdruck „Apparent-Time-Vergleich“ klar definiert und gegenüber seiner traditionellen Verwendung abgegrenzt worden wäre.

CHRISTIAN SCHWARZ legt mit seiner Dissertation eine sehr umfangreiche, gut verständliche und hochwertige Arbeit vor. Trotz des beachtlichen Umfangs (546 Seiten) kommt es an keiner Stelle zu unnötigen Wiederholungen und der Leser erhält sowohl in den Einzelanalysen (Kap. 3 bis 11), den statistischen Aggregatanalysen (Kap. 12) als auch im abschließenden Resümee wichtige Ergebnisse der Untersuchung klar strukturiert präsentiert. SCHWARZ nutzt die vorhandenen Daten für eine vielschichtige Untersuchung und entnimmt ihnen weitreichende Erkenntnisse für die Sprachwandelprozesse in Südwestdeutschland. Diese Arbeit ist für alle Variationswissenschaftler, die sich mit dem südwestdeutschen Raum, Sprachwandel im Allgemeinen und Dialektkartenvergleichen befassen, ein echter Zugewinn. Die wenigen genannten Kritikpunkte schmälern die Gesamtqualität der Arbeit nicht.

## LITERATUR

- FISCHER, HERMANN (1895): *Geographie der schwäbischen Mundart*. Tübingen: Laupp.
- HAAG, KARL (1929/30): Sprachwandel im Lichte der Mundartgrenzen. In: *Teuthonista* 6, 1–35.
- LAMELI, ALFRED (2004): *Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt*. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 128).
- LENZ, ALEXANDRA N. (2003): *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel)*. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 125).
- STRECK, TOBIAS (2012): *Phonologischer Wandel im Konsonantismus der alemannischen Dialekte Baden-Württembergs. Sprachatlasvergleich, Spontansprache und dialektometrische Studien*. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 148).

STEGER, HUGO/EUGEN GABRIEL/VOLKER SCHUPP (Hg.) (1989 ff.): Südwestdeutscher Sprachatlas. Marburg: Elwert.

WENKER, GEORG (1889–1923): Sprachatlas des Deutschen Reichs. Handgezeichnet von EMIL MAUERMANN, GEORG WENKER und FERDINAND WREDE. [Publiziert als Digitaler Wenker-Atlas (DiWA), Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas. Marburg].

Durchhausen

MIRJA BOHNERT-KRAUS

JAE JUNG SONG (ed.) (2013): *The Oxford Handbook of Linguistic Typology*. Oxford: Oxford University Press. 776 pp. £ 98,–

In its literal interpretation, typology is the endeavor to classify objects (or phenomena) into distinct types. In this very general sense of classification, a typological undertaking is the hallmark of scholarly and scientific investigation, as it attempts to bring order into the often bewildering variety of observations on the world around us. “Language Typology” (or the equivalently used designation “Linguistic Typology”), then, is the attempt to bring order in linguistic phenomena, specifically from the perspective of the world-wide variation of human languages. Such research has of course been performed throughout the history of the study of human language, but the specific approach of using the world-wide variety of languages has seen a strong expansion in recent decades. This activity has resulted in a plethora of monograph articles, including a dedicated peer-reviewed journal (aptly called “Linguistic Typology”), and a range of introductory textbooks (for example COMRIE 1989; WHALEY 1997; SONG 2001; CROFT 2003). Yet, there is an obvious breach between these introductory textbooks and the specialized articles and monographs. A growing range of more advanced handbooks address this gap by providing more in-depth discussion of specific topics.

The book currently under review, called the “Handbook of Linguistic Typology” (henceforth HLT), is Oxford University Press’ attempt to enter this already crowded field of typological handbooks. It stands in direct competition to the massive (and expensive) “Language Typology and Language Universals” Handbook from De Gruyter (HASPELMATH et al. 2001), the three-volume (but still affordable) “Language Typology and Syntactic Description” from Cambridge University Press (SHOPEN 2007), and the ever-expanding typology-section of the online “Language and Linguistics Compass” from Blackwell (WHALEY 2007). And then there is of course also the “World Atlas of Language Structures” (HASPELMATH et al. 2005) with its free online version (DRYER/HASPELMATH 2011). Although this atlas was never intended to be a handbook, it presents a rather nice survey of the field of linguistic typology by presenting dozens of concise introductions to a wide range of typological topics that have played a central role in the development of the field throughout recent decades.

All these handbooks, including the HLT, consist of chapters written by specialists, and consequently these chapters are colored by the opinions of the researcher. This is rightly so, as these chapters are supposed to bridge the gap between impartial introductory texts and specialized scholarly opinions. However, this means that every chapter has its own status, and should be considered as a separate publication, and often it makes a lot of sense to consult various chapters on the same topic from different handbooks. The binding of various chapters into a collection like the HLT is more or less accidental, although an attempt has been made by the editor to include a wide variety of relevant topics. This immediately brings me to the central and unfortunately crucial problem with the HLT. Oxford University Press appears to insist on the utterly outdated practice to consider edited books as a kind of monographs instead of treating them more alike to special issues of journals. This results in the HLT having one central bibliography at the end of the book, in which the references from all articles are collected. This makes it almost impossible to separate individual chapters from the book, even though the editor states in the introduction that “the handbook may be used as a textbook in that chapters can be selected in a variety of ways to suit individual lecturers, preferences and needs” (p. 5). Further, the central goal of any

such handbook is to give a survey of the current state of the art, including references to the specialized literature. One could even say that these references are the central aspect of such handbooks, as they allow for a quick guide to the relevant literature. In the current form, with all references centralized in the back, this implies that each reader has to have the complete HLT in his/her possession. Given the price (EUR 110,-), this is not expected to happen easily. It appears to be the goal of Oxford University Press to provide paperback versions for all volumes in the "Oxford Handbooks in Linguistics" series. The HLT-volume in this series is already available as paperbacks, though the actual price still appears to be around EUR 45,-, which might still be too expensive for a wider distribution.

The actual content of the HLT fulfills the promise of a textbook, as it contains articles about a wide variety of topics that have been central for the research of linguistic typology in the past decades. As is to be expected, the various chapters in HLT are of different quality and depth, depending on the interpretation of each individual author about what topics to focus on. The main topic that is missing is a summary of the many quantitative approaches to the world-wide diversity of languages. For a survey of the developments until 2005, see CYSOUW (2005). However, a lot has happened in the last few years, so that summary is rather outdated and an update of recent developments would have been a useful addition to the HLT. In the rest of this review I will not go through all the thirty articles in the HLT, but highlight a few chapters that are especially interesting.

GIORGIO GRAFFI (Chapter 2 "The Pioneers of Linguistic Typology: From Gabelentz to Greenberg") focusses on the history of typology in the century before JOSEPH GREENBERG's seminal works of the 1960s. The papers from GREENBERG are discussed in all introductory textbooks, so this chapter on GREENBERG's direct predecessors is especially useful to obtain a more in-depth impression of the scientific history of linguistic typology. GRAFFI presents a useful sketch of this part of history. In contrast, PAOLO RAMATS contribution (Chapter 1 "The [Early] History of Linguistic Typology") is a tour-de-force going through the complete history of occidental linguistics (with only a slight emphasis on typology) in just 23 pages. Although this is a laudable achievement, such a large topic is simply too extensive to be dealt with in such a small scale, and I would rather refer interested readers to any general introductory work about the history of linguistics instead.

EDITH A. MORAVCSIK (Chapter 4 "Explaining Language Universals") discusses the very useful distinction between "universals as explanations" and "universals as explananda". She actually spends most pages on the problem how to explain any universal statements (whether absolute or statistical), highlighting the fact that most claimed universal statements are just summaries of observed facts in need of an explanation, not an explanation in itself.

The methodological chapters by MICHAEL DANIEL (Chapter 3 "Linguistic Typology and the Study of Language"), LEON STASSEN (Chapter 5 "The Problem of Cross-linguistic Identification"), and DIK BAKKER (Chapter 6 "Language Sampling") are less convincing. Not that there is anything wrong with these chapters: far from that. These chapters each present central topics for the typological study of language. However, I miss the step forward from the introductory textbooks, introducing the reader towards recent developments.

Likewise, the chapters on explanatory models as used in linguistic typology are fine discussions of the respective topics, but the discussion is not bridging the gap between the introductory textbooks and the current research. This concerns specifically the chapters by JOAN BYBEE (Chapter 7 "Markedness: Iconicity, Economy, and Frequency"), JOHN HAIMAN (Chapter 8 "Competing Motivations"), JOHAN VAN DER AUWERA and VOLKER GAST (Chapter 9 "Categories and Prototypes"), and GREVILLE CORBETT (Chapter 10 "Implicational Hierarchies"). A thorough study of the introductory textbook of CROFT (2003) already captures what is said in these chapters of HLT, and actually does so in a more coherent way.

JOHN HAWKINS (Chapter 11 "Processing Efficiency and Complexity in Typological Patterns") presents a very useful concise summary of his own work on the Performance-Grammar Correspondence Hypothesis (PGCH), as published in various books and articles over the last decade.

As such, this chapter fulfills exactly its role in a textbook: a quick way to get an introduction to a field with numerous pointers to further study.

BALTHASAR BICKEL (Chapter 19 “Grammatical Relations Typology”) presents a strong forward-looking discussion of how the study of grammatical relations should develop from a typologically informed perspective. It is attacking the variability of linguistic structures at its core, and sketches an approach that offers the possibility to escape the old debates about the definitions of troublesome categories like Subject. More traditional approaches to case marking and grammatical relations are presented by BEATRICE PRIMUS (Chapter 15 “Case-Marking Typology”), SEPPON KITTILÄ (Chapter 17 “Transitivity Typology”), and LEONID KULIKOV (Chapter 18 “Voice Typology”). For any advanced student of these topics, I would propose to read BICKEL’s chapter with care, and possibly KULIKOV’s as an addition. The rest is basically repeating the introductory textbooks.

NICHOLAS EVANS (Chapter 23 “Semantic Typology”) introduces a topic that is not regularly included in the introductory textbooks: the cross-linguistic study of the encoding of semantic structure. Although this kind of research has had an early headstart, the classic BERLIN & KAY study (1969) on color terms, semantic typology has been neglected for many decades, and is only recently reactivated.

In summary, it is laudable of JAE JUNG SONG and Oxford University Press (and of course of all the authors involved in the HLT) to offer students yet another possibility to learn more about linguistic typology. However, in its current form the HLT is not completely convincing. The strange decision to have a single centralized bibliography is extremely unfortunate. But also the content is a mixed bag, with many chapters that are not really advancing much over the content of the introductory textbooks. However, as pointed out above, there are few exceptional gems included as well!

## REFERENCES

- BERLIN, BRENT/PAUL KAY (1969): *Basic Color Terms: Their Universality and Evolution*. Berkeley: University of California Press.
- COMRIE, BERNARD (1989): *Language Universals and Linguistic Typology*. Oxford: Blackwell.
- CROFT, WILLIAM (2003): *Typology and Universals*. Cambridge: Cambridge University Press (Cambridge Textbooks in Linguistics).
- CYSOUW, MICHAEL (2005): Quantitative methods in typology. In: KÖHLER, REINHARD/GABRIEL ALTMANN/RAJMUND G. PIOTROWSKI (eds.): *Quantitative Linguistics. An International Handbook*. Berlin: Mouton de Gruyter (Handbooks of Linguistics and Communication Science. 27), 554–578.
- DRYER, MATTHEW S./MARTIN HASPELMATH (eds.) (2011): *The World Atlas of Language Structures Online*. Munich: Max Planck Digital Library.
- HASPELMATH, MARTIN/MATTHEW S. DRYER/DAVID GIL/BERNARD COMRIE (eds.) (2005): *The World Atlas of Language Structures*. Oxford: Oxford University Press.
- HASPELMATH, MARTIN/EKKEHARD KÖNIG/WULF OESTERREICHER/WOLFGANG RAIBLE (eds.) (2001): *Language Typology and Language Universals. An International Handbook*. Berlin: De Gruyter (Handbooks of Linguistics and Communication Science. 20).
- SHOPEN, TIMOTHY (ed.) (2007): *Language Typology and Syntactic Description*. Cambridge: Cambridge University Press.
- SONG, JAE JUNG (2001): *Linguistic Typology. Morphology and Syntax*. Harlow: Longman.
- WHALEY, LINDSAY J. (1997): *Introduction to Typology. The Unity and Diversity of Language*. Thousand Oaks, CA: Sage Publications.
- WHALEY, LINDSAY J. (ed.) (2007): *Language and Linguistics Compass: Typology*. Oxford: Wiley-Blackwell.

Marburg

MICHAEL CYSOUW



JÜRGEN SPITZMÜLLER (2013): *Graphische Variation als soziale Praxis. Eine soziolinguistische Theorie skripturaler ›Sichtbarkeit‹*. Berlin/Boston: De Gruyter. XI, 521 S. (Linguistik – Impulse & Tendenzen. 56). € 119,95

Der graphischen Gestaltung von Texten wurde in der Linguistik bislang, wenn überhaupt, lediglich am Rande Beachtung geschenkt. Dabei gewinnt dieses Thema durchaus an Relevanz: Die moderne Computertechnik bietet vielfältige Möglichkeiten, graphisch ausgearbeitete Texte auch jenseits des professionellen Bereiches herzustellen und großflächig zu verbreiten. Mit seinem 2013 erschienenen Buch schließt JÜRGEN SPITZMÜLLER nun diese Forschungslücke und legt eine „erste umfassende soziolinguistische Theorie visueller Kommunikation“ (vergleiche den Text auf der Buchrückseite) vor. SPITZMÜLLER steht mit der für den Druck aufbereiteten Fassung seiner Habilitationsschrift in der Tradition einer noch jungen Forschungsrichtung, die Orthographie (bei SPITZMÜLLER erweitert zu weiteren Formen der Schreibung bzw. graphischen Varianten) und Fragen der Soziolinguistik miteinander verbindet – zu nennen sind hier Namen wie JANNIS ANDROUSOPOULOS oder MARK SEBBA (vergleiche JAFFE et al. 2012). Das Ziel SPITZMÜLLERS ist es, skripturale Kommunikation als soziale Praxis sichtbar zu machen, und dem entspricht auch der Untertitel seines Werkes. Eingeschränkt wird der Gegenstandsbereich der Untersuchung dabei auf

Formen maschinenschriftlich-skripturaler, graphisch-visueller Kommunikation, und zwar vornehmlich, da sie sich mit graphischer Variation im Deutschen beschäftigt, innerhalb eines spezifischen Schrift(sub)typs, nämlich der lateinischen Alphabetschrift (und hierbei wiederum insbesondere auf [den] Bereich des deutschen Schriftsystems). (S. 19)

Der Autor unterteilt seine Überlegungen und Untersuchungen zur skripturalen Sichtbarkeit in drei große Bereiche: I. Exploration des Forschungsfeldes, II. Theoretische Modellierung und III. Anwendungsfelder. Die ersten beiden Teilbereiche sind theoretisch ausgerichtet. Sie verorten das Thema, grenzen es ein und entwickeln eine mögliche theoretische Fassung. Der dritte Teilbereich verdeutlicht beispielhaft SPITZMÜLLERS interpretativ-ethnomethodologische Methode an verschiedenen „Anwendungsfeldern“ (so lautet der entsprechende Titel). Diese knappe inhaltliche Skizze soll nun im Folgenden präzisiert werden:

Bei der „Exploration des Forschungsfeldes“ (Teilbereich I) wird die Forschungslage zur „graphischen Variation“ aufgearbeitet. SPITZMÜLLER beschreibt hier skripturale Sichtbarkeit als hochgradig kontext- und akteursgebundenen Prozess, der keinesfalls nur auf einer abstrakten Ebene zu fassen ist. Die dann zusammengestellten unterschiedlichen „Zugänge zu Graphie und Skripturalität“ stammen neben der Linguistik aus der Gestaltungstheorie, der Psychologie sowie den Literatur- und Editionswissenschaften. Im Rahmen von „Sprachwissenschaft und Semiotik“ werden die Teildisziplinen der Schriftlinguistik, Textrezeptions- und Textverständlichkeitsforschung, Werbesprachforschung, Textlinguistik und Stilistik, Semiotik und Sozialesemiotik sowie Soziolinguistik angesprochen. Eine solche weite Aufarbeitung ist nötig, um den eigenen Zugang über die interpretative Soziolinguistik zu begründen und die in Teilbereich II geleistete „Theoretische Modellierung“ auf ein solides Fundament zu stellen. In Anlehnung an RUDI KELLERS (1995) „Theorie semiotischen Wissens“ beschreibt SPITZMÜLLER hier den Weg vom „semiotischen“ zum „graphischen“ Wissen und führt aus, dass dieses als Resultat aus diskursiven Prozessen keinesfalls ontologisch gegeben ist. Die im Weiteren aufgeführten Formen und Funktionen graphischer Variation werden durch Übersichten veranschaulicht bzw. in den Sprachfunktionsdiskurs der Linguistik eingebettet. Im dritten und letzten Teilbereich des Buches, „Anwendungsfelder“, geht es nun darum, die zuvor erstellte Theorie zu exemplifizieren. SPITZMÜLLER unterscheidet hier „Genres“ (im Sinne von Mustern kommunikativen Handelns), „Ideologien“ sowie „Identitäten“. Seine Fragestellungen dazu lauten (vergleiche S. 233): Wie schließt graphische Variation als soziale Praxis an soziale Muster an und konstruiert darüber hinaus Rezeptionskontexte? Wie können über graphische Variation als soziale Praxis Werte und Einstellungen ausgedrückt, ausgehandelt und abgelesen werden? Wie kann graphische Variation als soziale Praxis dazu dienen, soziale Positionen einzunehmen und Gruppenzugehörigkeiten herzustellen? SPITZMÜLLER untersucht dies am konkreten Beispiel etwa der Fußballfankultur, der gebrochenen Schrift (als mögliches Signal

deutschnationaler oder neonationalistischer Identität) oder der Popkultur und Szenekommunikation. Im Rahmen dieser Beispielanalysen bietet SPITZMÜLLER zahlreiches und aussagekräftiges Bildmaterial – auch dies trägt, neben der ohnehin spannenden Thematik und dem gut lesbaren Stil – zum Lesevergnügen bei. Im Schlusskapitel werden die wichtigsten Überlegungen noch einmal aufgenommen und zueinander in Beziehung gesetzt.

Zu erwähnen bleibt nicht nur ein sorgfältig erstellter Anhang, der neben dem Tabellen-, Abbildungs- und Literaturverzeichnis auch ein Namens- und Sachregister bietet, sondern bemerkenswert sind auch die Zusammenfassungen an den Kapitelenden, die das zuvor Ausgeführte prägnant zusammenfassen und darüber hinaus mit dem Inhalt des nächsten Kapitels in Beziehung setzen. Dies kann gerade für einen vielleicht nicht einschlägig vorgebildeten Leser bei dem doch komplexen Thema hilfreich sein.

Erschienen sind SPITZMÜLLERS uneingeschränkt lesenswerte Ausführungen als 56. Band der Reihe „Linguistik – Impulse & Tendenzen“ bei De Gruyter. Der Anspruch dieser Reihe, „wegweisende Impulse für das Fach“ (vergleiche Buchrückseite) zu geben, wird hier beispielhaft erfüllt: SPITZMÜLLER gelingt es nicht nur zu zeigen, dass graphische Variation eine vielschichtige soziale Alltagspraxis ist, über die „Sinn“ erzeugt wird – darüber hinaus entwirft er eine tragfähige Theorie, die als Fundament für entsprechende Forschungen nicht nur im soziolinguistischen Forschungsbereich fungieren kann.

#### LITERATUR

JAFFE, ALEXANDRA / JANNIS ANDROUTSOPOULOS / MARK SEBBA / SALLY JOHNSON (eds.) (2012): Orthography as Social Action. Scripts, Spelling, Identity and Power. Boston/Berlin: De Gruyter Mouton (Language and Social Processes. 3).

KELLER, RUDI (1995): Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens. Tübingen/Basel: Francke.

Braunschweig

IRIS FORSTER

Sprachatlas von Nordostbayern (2014). Einführung. Von JOHANN SCHMUCK. Herausgegeben von HERMANN SCHEURINGER. Heidelberg: Winter. 396 S. (Bayerischer Sprachatlas. Regionalteil 4). € 84,-

Der „Sprachatlas von Nordostbayern“, kurz SNOB, bildet den fast weißen Fleck auf der Karte der „Bayerischen Sprachatlanten“ (BSA) insofern, als sein linguistischer Output in den vergangenen Jahren doch deutlich ins Stocken geraten ist. Viele Gründe sind dafür verantwortlich zu machen, und jeder einzelne vergrößert das Verdienst des nun angetretenen Teams, sich der notwendigen Aufgabe einer doch noch vorzubringenden Publikation nicht zu entziehen. HERMANN SCHEURINGER als Herausgeber des Werkes und JOHANN SCHMUCK als Autor des vorliegenden Bandes bringen sichtbare Bewegung in die Sache und legen eine Einführung vor, die dem schon 2004 erschienenen ersten Band („Lautgeographie I“, vergleiche meine Rezension in ZDL 73/1) nun zur Seite steht. Damit keimt Hoffnung auf, in nicht allzu ferner Zukunft auch die übrigen Atlaskarten zu diesem Gebiet einsehen zu können, denn gerade das SNOB-Gebiet ist von besonderem Interesse. Der Atlas deckt mit gleich zwei Regierungsbezirken (Oberfranken und Oberpfalz) das größte Gebiet der BSA-Atlanten ab und stellt damit geographisch eine vergleichsweise sehr breit gestreute Datenbasis zur Verfügung. Zudem handelt es sich um ein sprachlich besonders vielgestaltiges Areal, treffen hier doch nicht nur bairische Varietäten aufeinander (Nord- und Mittelbairisch), sondern insbesondere das Thüringische tritt an der nördlichen Grenzzone in Kontakt. Was also bereits in monographischen Arbeiten auf Mikroebene fokussiert werden konnte (zum Beispiel HARNISCH 1987), könnte nun auf Makroebene ausgiebig vertieft werden.

Der zu besprechende Einführungsband verfolgt gleich mehrere Anliegen. Zunächst werden in Kapitel 1 die Hintergründe des Projekts ausgeführt und in den Gesamtrahmen der „Bayerischen Sprachatlanten“ eingeordnet. Es werden allgemeine Informationen zu den Gewährspersonen, den Aufnahmesituationen und den Exploratoren geliefert, wie auch die Grundsätze der Datenverarbeitung und der Kartierung ausgeführt werden. Bei alledem wird immer wieder auf die Sichtweise ROBERT HINDERLINGS, dem Urvater des Projektes, Bezug genommen, so etwa, wenn die Frage der Dateninterpretation im Prozess der Kartenerstellung in einem eigenen Kapitel gewürdigt wird (Kap. 1.6.2). Besonders lesenswert sind die Anhänge 1 und 2, mit denen Schriften HINDERLINGS zur Ausfertigung von Sprachatlanten und zur Verdeutlichung des Verfahrensprozesses von der Feldaufnahme bis hin zur Datensicherung geboten werden. Diese eigentlich für den internen Gebrauch bestimmten Texte bilden ein wissenschaftshistorisches Zeugnis erster Güte. Sie zeigen am Beispiel des SNOB die Tiefgründigkeit der konzeptionellen Überlegungen auf und stehen dabei doch für eine ganze Generation von Sprachatlanten und ein Forschungsparadigma, das heute so nicht mehr vermittelt wird. Im Kontrast mit den in Band 1 publizierten Karten und ihren teils mehrschichtigen Visualisierungen verdeutlichen sie zugleich aber auch, wie schwer die höchsten Ansprüche in der Praxis zu erfüllen sind. Zusammengefasst sind die hier gebotenen Informationen nicht allein für die Einschätzung der Sprachdaten von Belang. Wer immer etwas über die Verfahrensweise zur Erstellung eines Kleinraumatlases erfahren will, dem bietet allein dieses Kapitel reichhaltiges Material.

Mit Kapitel 2 beginnt ein Teil des Buches, der mehr datenbezogene Informationen zusammenträgt. Zunächst erfolgt eine Dokumentation der hier verwendeten Teuthonista-Notation mitsamt ihrer SNOB-bezogenen Charakteristika. Sodann schließt sich mit Kapitel 3 ein Abdruck des gesamten Fragebuches an. Vorangestellt sind einige Erläuterungen, die auf Hintergründe und Besonderheiten hinweisen. Ergänzt ist dies mit Kapitel 4 um die Aufnahmeprotokolle, die zum Beispiel Sprecherinformationen sowie Informationen zur Aufnahmesituation ausweisen. Diesen beiden äußerst umfangreichen Teilen folgen nähere Informationen zu den Erhebungsorten. Zunächst wird in Kapitel 5 ein Verzeichnis der Erhebungsorte geliefert. Kapitel 6 präsentiert schließlich die mundartliche Aussprache der erhobenen Ortsnamen. Dieses Kapitel ist von besonderem Interesse, da es den Einführungsband um eine wirkliche sprachliche Datenquelle bereichert (Fragen 2.3 und 2.d des Fragebuchs). Es handelt sich dabei um eine systematisierte, soweit ich sehen kann, in Teilen auch auf anderen Fragen basierende Darstellung von Karte E6 in Band 1 des SNOB, die im Wesentlichen auf Eigenbenennungen basiert. Dem zur Seite steht im ersten SNOB-Band mit Karte E7 eine Darstellung zu den Marktorten. Ein Register der Orte schließt sich an.

Es bleibt anzumerken, dass gerade HINDERLINGS Ausführungen verdeutlichen, wie wichtig den früheren Bearbeitern die Semiotik der Karten vor Augen stand. Inzwischen haben sich in der technischen Kartenausfertigung einige, die praktische Arbeit deutlich erleichternde Neuerungen eingestellt. Es könnte daher überlegt werden, inwieweit im Zuge des Neuanfangs die Vereinfachung des Kartenbildes noch konsequenter vorangetrieben und damit die Rezeptionsmöglichkeiten des Werkes gesteigert werden können (etwa durch eine Vereinfachung der Grundkarte oder die Reduktion der symbolischen Repräsentationen und Repräsentationsmittel auf dem Einzelblatt). Was den hier besprochenen Band angeht, so dürfte es für jeden Interessierten ein lohnendes Unterfangen sein, den SNOB über dieses Buch auch konzeptionell näher kennenzulernen. Für den Dialektologen ist es ein Glück, dass der Abschluss der „Bayerischen Sprachatlanten“ mit dem Einführungsband des SNOB und den damit verbundenen Erwartungen für weitere thematische Bände in seine letzte Phase eintritt.

## LITERATUR

HARNISCH, RÜDIGER (1987): *Natürliche generative Morphologie und Phonologie des Dialekts von Ludwigsstadt. Die Erprobung eines Grammatikmodells an einem einzelsprachlichen Gesamtsystem.* Tübingen: Niemeyer (Linguistische Arbeiten. 190).



LAMELI, ALFRED (2006): Rezension zu: Sprachatlas von Nordostbayern (2004). Band 1: Lautgeographie I. Vertretung der mittelhochdeutschen Kurzvokale. Herausgegeben von ROBERT HINDERLING. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 73 (1), 102–105.

Marburg

ALFRED LAMELI

GEORG WENKER: Schriften zum Sprachatlas des Deutschen Reichs. Herausgegeben und bearbeitet von ALFRED LAMELI. Unter Mitarbeit von JOHANNA HEIL und CONSTANZE WELLENDORF. Band 1 (2013): Handschriften: Allgemeine Texte, Kartenkommentare 1889–1897. S. I–XXXII, S. 1–466. – Band 2 (2013): Handschriften: Kartenkommentare 1898–1911; Druckschriften: Veröffentlichungen 1877–1895. S. I–XII, S. 467–976. – Band 3 (2014): Erläuterungen und Erschließungsmittel zu Georg Wenkers Schriften. S. I–XIV, S. 1–310. Hildesheim [u. a.]: Olms (Deutsche Dialektgeographie. 111. 1–3). € 294,–

Mit dem „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ begründete GEORG WENKER (1852–1911) eines der umfangreichsten empirischen Forschungsprojekte in der Geschichte der deutschen Humanwissenschaften und eine noch immer bestehende Forschungseinrichtung. Niemand hat deshalb je das organisatorische Talent und die Effizienz des Mannes bezweifelt, der 1876 mit 24 Jahren, unmittelbar nach Abschluss seiner Tübinger germanistischen Dissertation, aus eigenem Antrieb eine in ihren Ausmaßen fast größtenwahnsinnige Erhebung der deutschen Dialekte in Angriff nahm und für seine Umfragen eine unglaubliche Rücklaufquote von 98 % erzielte. Von den Stoffmassen, die er heraufbeschworen hat, wurde aber die Person des Linguisten WENKER samt seinem schmalen publizierten Werk sozusagen verschüttet.

134 Jahre nach Beginn seiner Erhebungen erscheinen mit den hier anzukündenden drei Bänden WENKERS Kommentare zu den handschriftlichen Karten des „Sprachatlas“, die er bis zu seinem Tod wiederum handschriftlich in 432 Hefte eingetragen und an die geldgebende Akademie der Wissenschaften zu Berlin abgeliefert hatte. Dort wurden sie in den Magazinen vergessen, um 2010 von ALFRED LAMELI wiederentdeckt und nun unter seiner Leitung sorgfältig ediert zu werden. Die Edition widerlegt die verbreitete Meinung, WENKER sei als Materialsammler, aber kaum als Linguist von Bedeutung gewesen.

Die „Rehabilitierung“ des Sprachatlasgründers nach so vielen Jahren ist schon an sich eine lohnende Aufgabe. Der Herausgeber ergänzt sie im dritten Band durch eine kenntnisreiche Darstellung des „Wegs Georg Wenkers zum Sprachatlas des Deutschen Reichs“, durch eine Übersicht über die Erhebungssätze der verschiedenen Umfragen WENKERS, ein Register aller in den Kommentaren besprochenen Dialektvarianten und ein Register der „Varianten ergänzender Sprachen“. Dieses zweite Register ist besonders wertvoll; es stellt die nicht-deutschen Varianten zusammen, die in den Erhebungen an den Rändern des Reichs genannt wurden, also zum Beispiel die dänischen in Schleswig-Holstein, die französischen im Elsass und in Lothringen sowie die polnischen, tschechischen, litauischen, lettischen, wendischen usw. im Norden und Osten des Reichs. Dieses (nationalsprachlich gesehen) „fremde“ Material ist auch auf den handschriftlichen Karten nicht vollständig verzeichnet, und es fehlt in der gedruckten Teilveröffentlichung „Deutscher Sprachatlas“ (Marburg 1927–1956). LAMELI publiziert das Material erstmals, ganz im Sinne WENKERS, der ihm in vielen seiner Kommentare besondere Aufmerksamkeit zuwendet und zu diesem Zwecke selber einige der Nachbarsprachen gelernt hatte. Die Register dieses Bandes sind ein nützliches „Findemittel“ für WENKERS Sprachatlas, der ja seinerseits erst seit der Internetpublikation des „Digitalen Wenkeratlas“ allgemein zugänglich ist (<http://www.regionalsprache.de/home.aspx>).

Die beiden anderen Bände der „Schriften“ enthalten zum einen die wenigen dialektologischen Texte des Sprachatlasgründers, darunter denjenigen über „Das rheinische Platt“ von 1876, mit dem WENKER in populärem Stil den Dank an seine Gewährspersonen, die Lehrer der Region, abstattete, der aber auch schon eine Dialektkarte der „Rheinprovinz“ enthält. Hier erscheinen erstmals

Bezeichnungen wie „Grenze von Ürdingen“, „Grenze von Benrath“. Diametral entgegengesetzt in Stil und Tonfall ist WENKERS Verteidigungsschrift gegen OTTO BREMERS Generalangriff auf den Sprachatlas von 1895 (dargestellt in Band 3, 43–45).

Hauptsächlich aber werden nun in den „Schriften“ auf gegen 900 Druckseiten WENKERS Kommentare zu den Karten des „Sprachatlasses des Deutschen Reichs“ erstmals veröffentlicht. Von einem schmalen dialektologischen Werk des Sprachatlasgründers kann von nun an nicht mehr die Rede sein.

Außerordentlich folgenreich war WENKERS Idee, die Dialektologie auf den Vergleich empirisch erhobenen Materials zu stützen, nicht auf Vorannahmen (zum Beispiel stammesgeschichtlicher) Art; bisher hatte dies nur JOHANN ANDREAS SCHMELLER mit einer kleinen Anzahl von Dialektmerkmalen versucht. WENKERS Kommentare entstanden so während rund 40 Jahren gleichzeitig mit den Atlaskarten. Sie dokumentieren damit den jeweils erreichten Stand der allmählichen Entdeckung der deutschen Dialektlandschaft beim Kartenzeichnen und gleichzeitig das Entstehen einer Wissenschaft vom Dialekt. Dazu muss man sich klar machen, dass WENKER sich weder auf eine Theorie des Dialekts stützen konnte noch zu Beginn seiner Arbeit eine Ahnung von der „Struktur“ der „empirischen“ deutschen Dialektlandschaft hatte. Ich greife im Folgenden eher zufällig nur wenige Aspekte heraus.

Im täglichen Kampf mit dem Material wurde WENKER dessen Problematik voll bewusst. In fast allen Kommentaren spricht er die Schwierigkeiten mit der Interpretation der Laienschreibungen an. In der Beschreibung der Karte „sechs“ steht etwa:

[In der Nähe von Magdeburg] scheidet eine vielfach gewundene nach nordosten laufende Linie *söss* von *sex*. Die Schreibung ist nebeneinander *söss* und *sös*, die ohne jede Regel wechseln. Vielfach ist die Kürze des Vokals noch besonders bezeichnet, Dehnungszeichen dagegen kommen nur ganz vereinzelt vor. Danach ist die Quantität des Vokals im ganzen Gebiete als kurz anzunehmen. Ob das *ö* ein offenes oder geschlossenes sei, lässt sich nicht entscheiden, da unsere hochdeutsche Orthographie diese Laute nicht verschieden bezeichnet, die Uebersetzer also keine Veranlassung hatten, auf einen solchen Unterschied zu achten. Ich vermuthete, dass von Hamburg nach osten hin überall ein offenes *ö* üblich ist, stelle dies aber ausdrücklich als bloße Vermuthung hin. Der Grund zu meiner Annahme liegt darin, daß in diesem östlichen Theile kein einziges Mal *süss* geschrieben ist, während von Hamburg nach nordwesten und norden zu vielfach, zum Theil sogar überwiegend Formen mit *ü* erscheinen. (Band 1, 71–72)

In WENKERS Argumentation spielen also Argumente der Häufigkeit von Schreibungen und des Kontrasts zwischen Schreibungen eine Rolle. Gleichzeitig betont er die grundlegende Bedeutung der neuhochdeutschen Orthographie für die Schreiber: Wenn dort besondere Zeichen für bestimmte Laute vorliegen, dann achten die Schreiber auch in der Mundart auf entsprechende Lautunterschiede, die sie sonst vielleicht gar nicht bemerkt hätten.

Hervorragend sind WENKERS Ausführungen über die regionale Aussprache der geschriebenen Sprache, von der aus erst die jeweiligen Lautwerte der Laienschreibungen verständlich würden, „da diese im Anschluss an das ortsübliche Schriftdeutsch“ die Laute „auffassen und darstellen“ (Band 1, 76). So müssen für ihn zum Beispiel manche *pf*-Schreibungen in Wörtern wie *Pfund* „als nur graphisch“ angesehen werden, während in der Sprachwirklichkeit an den entsprechenden Stellen bloßes *f*- zu hören ist; darüber hinaus scheint es ihm durchaus möglich, dass am gleichen Ort beide Lautungen vorkommen: „Es können hierüber nur sorgfältige phonetische Aufnahmen Gewissheit bringen, unsere Karte kann nur eine allgemeine Anleitung bieten, wo man solche Aufnahmen zu machen hat und was mutmaßlich sich dabei ergeben wird“ (Band 1, 107). Schon 1889, unmittelbar nach dem Beginn der Kartierung, hatte er sich deshalb beim Ministerium um Mittel bemüht, um „durch persönliches Hören“ die Interpretation der Schreibungen zu „ergänzen“ (Band 3, 37); die Mittel wurden ihm ein einziges Mal für eine einzige Reise in das nordfriesische Gebiet gewährt. Auch deshalb ist es verständlich, dass WENKER eingehende Diskussionen von Schreibproblemen in den späteren Kommentaren eher vermeidet, er hätte sonst zu häufig auf Fälle verweisen müssen, die er nicht entscheiden konnte: „Es muss dort eine phonetische

Besonderheit vorliegen, doch wage ich nicht zu entscheiden, welcher Art sie sein mag“ (Band 1, 95). Die angeführten Stellen machen klar, welchen Aufwand es bedeutet hätte, wenn man alle Schreibungen in den gegen 50 000 Belegorten gleich sorgfältig hätte beurteilen wollen.

Die Zurückhaltung der Akademie gegenüber eventuellen „Nebentätigkeiten“ wird zu einem festen Muster in den Beziehungen zu WENKER. Es macht den Anschein, als ob die Akademie aus WENKERS Enthusiasmus den größtmöglichen Profit für die Sammlung, Organisation und kartographische Verarbeitung des Materials hätte schlagen wollen, bevor sie ihm höhere Geistesflüge erlauben mochte. Das war wissenschaftsökonomisch vielleicht nicht völlig unvernünftig. Gegenüber einem begeisterten Forscher, der seine Effizienz bewiesen hatte, war es eine Fehlentscheidung. Sie reduzierte den kreativen Dialektologen zum Materialverwalter.

Ging WENKER zunächst noch davon aus, dass die deutschen Dialekte einigermaßen kohärente Gebiete bildeten, zeigte sich bald, dass die Isoglossen der verschiedenen für einen Dialekt „konstitutiven“ Merkmale im Gelände unterschiedliche Verläufe zeigen konnten (und meist auch zeigten), ja, dass die Verläufe des gleichen Lautgegensatzes unterschiedlich sein konnten, je nach dem Wort, in dem sie vorkamen (Prototyp sind die Verläufe der Lautverschiebungsgegensätze, zum Beispiel in den Wörtern *ich* und *machen*). Dialektale Unterschiede sieht WENKER nicht als plötzliche, ausnahmslose Veränderungen, welche die Sprachgemeinschaft als Ganze erfassen, sondern als Neuerungen, die mit unterschiedlichem Tempo durch die Sprachgemeinschaft und damit durch die Sprachlandschaft vorrücken, was die unterschiedlichen Isoglossenverläufe erklären hilft. Diese Sichtweise entspricht eher der sogenannten „Wellentheorie“ seines Lehrers JOHANNES SCHMIDT von 1872, als jener der Junggrammatiker OSTHOFF und BRUGMANN von 1878. WENKER will aber auch sprachsoziologische und sprachpragmatische Unterschiede beachten wissen, vor allem diejenigen zwischen Stadt und Land, um die Bedingungen zu erklären, unter denen Veränderungen vom einen in den anderen „soziopragmatischen Ort“ eindringen können: „Ein Marktwort erleidet ganz andere Einflüsse wie ein gewöhnliches Wort. Wäre z. B. der Hund ein Marktartikel wie etwa die Gans, so wären die Linien auf unsern Karten wahrscheinlich anders als sie jetzt sind, es würde sich beispielsweise *Rüe* in Westfalen lange nicht so fest erhalten haben, als es jetzt der Fall ist“ (Band 1, 105).

Der „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ stellt das Reichsgebiet in drei Blättern dar; die Kartierung einer jeden Erscheinung umfasst also je drei Blätter. Die Kommentare setzen jeweils mit dem Nordwestblatt ein, gehen dann zum Nordostblatt und schließlich zum Südwestblatt weiter. Der Nordwesten, die weitere „Heimat“ WENKERS, ist am eingehendsten behandelt. In diese Region fällt zum Beispiel auch das Isoglossenbündel, das man als „Rheinischen Fächer“ bezeichnet. Aus den Kommentaren lernen wir nun endlich, dass WENKER selber das Bild vom „Fächer“ gefunden und es schon 1890 verwendet hat (Karte *was*, Band 1, 92–93; Karte *auf*, Band 1, 250; Band 3, 56). In den Kommentaren zum Nordosten nehmen die nicht-deutschen Varianten einen wichtigen Platz ein. Der Südwesten ist weniger ausführlich beschrieben.

In den frühen Kommentaren sind die Versuche nicht selten, bestimmte Grenzverläufe zu erklären; dabei spielt für WENKER der Unterschied zwischen Stadt und Landschaft eine sehr wichtige Rolle (vergleiche etwa den Gegensatz *ich* vs. *ick* in Magdeburg, Band 1, 200, oder die Verhältnisse um Berlin). Immer vorsichtiger wird WENKER aber vor allem aufgrund des schon früher gewonnenen „Gefühls“, dass „es mit dem stillschweigend angenommenen Zusammengehen mehrerer [...] Hauptunterschiede in der That sehr schwach bestellt ist“ (Band 3, 8). Auch im gleichen Wort können verschiedene Laute unterschiedliche Entwicklungen zeigen: „Es ist geradezu seltsam, wie wenig sich Vokal und Konsonant [im Wort *Bruder*] um einander kümmern“ (Band 1, 192). Sehr häufig verweist er darauf, dass erst nach der Bearbeitung verwandter Erscheinungen eine Erklärung versucht werden könne. Die Kommentare werden lakonischer und begnügen sich oft mit der Beschreibung eines Isoglossenverlaufs ohne Begründungen, wobei sich ein gewisser Schematismus, sogar bei der Nennung herausragender Orte, nicht übersehen lässt; so werden etwa die „Schwaben um Culmsee“ oder die Ortschaft Leobschütz immer wieder erwähnt. Bei der Beschreibung von Isoglossen wird darauf hingewiesen, ob sie kontinuierlich oder „zackig“ verlaufen, es wird häufig verzeichnet, ob sie Gebiete klar abgrenzen oder nicht. In solchen Passagen scheinen Materialien zu einer Theorie des Dialekts vorbereitet zu werden.

WENKER, der enorme Materialmassen verarbeitet hat, hielt trotzdem offenbar seit seiner Jugend an der Überzeugung fest, dass das eigentlich Wertvolle an aller Wissenschaft die Methode, nicht die Ergebnisse sei (Band 3, 14–15). Trotzdem ist er nicht zur Ausarbeitung einer Theorie des Dialekts gekommen. Dies verunmöglichte nicht nur die Menge des Materials, sondern auch die Akademie, die ihm wenig Freiräume ließ. Besonders hart muss ihn 1895 die Ablehnung seines Vorschlags getroffen haben, „unsere mundartliche Forschung emporzuheben“ über den „Stand der einfachen Beschreibung und sie fortzuentwickeln zu einer erklärenden Dialekt-Wissenschaft“ (Band 3, 47). Dieser Vorschlag ist wohl auch im Zusammenhang mit WENKERS Auseinandersetzung mit BREMER zu sehen, und er zeigt mit seiner Unterscheidung von Beschreibung und Erklärung, dass seine Überzeugungen auf der Höhe der Zeit standen. Die Absage der Akademie war vermutlich daran schuld, dass WENKER von da an nichts Dialektologisches mehr publiziert und sozusagen nur noch „Dienst nach Vorschrift“ geleistet hat, mit immer summarischeren Kommentaren. Das Geschäft des Kartenzeichnens übernahm hauptsächlich der Mitarbeiter MAURMANN, die Vertretung des Unternehmens nach außen der spätere Nachfolger FERDINAND WREDE. Die Universität Marburg verlieh WENKER 1897 zwar den Titel eines Professors h.c., die Akademie 1911 die Leibniz-Medaille (im Jahre seines Todes!), aber es scheint doch, und hier wären tiefer schürfende biographische Untersuchungen am Platz, wie wenn WENKERS Elan zerstört worden wäre.

Eine würdigere „Rehabilitation“ des Germanisten WENKER leisten nun, mehr als hundert Jahre nach seinem Tod, die „Schriften zum Sprachatlas des Deutschen Reichs“. Sie zeigen den „Materialsammler“ als seit seiner Gymnasialzeit gut unterrichteten, problembewussten Linguisten, als Wissenschaftler, der mit Kollegen auch außerhalb der Germanistik in fruchtbarem Kontakt stand und der den Auffassungen der Junggrammatiker näher stand, als man bisher annahm, aber eine viel aspektreichere Sicht des Sprachwandels vertrat. Nichts bleibt von der Mystifikation seines Nachfolgers FERDINAND WREDE, der den Atlas auf WENKERS angeblichen Wunsch zurückgeführt hat, die Theorie der Lautgesetze empirisch zu beweisen oder zu falsifizieren. WENKERS Kommentare sind heute weitgehend „nur noch“ von wissenschaftsgeschichtlichem Wert, auch wenn viele ihrer Erkenntnisse erst späterhin wieder gewonnen wurden. Was seine Erhebung materiell erbracht hat, das ist in den Antwortbogen und in den Atlaskarten enthalten, und diese bleiben nach wie vor grundlegend für die Entwicklung einer Theorie des Dialekts, die mindestens so aspektreich sein müsste, wie WENKER sie sich in seinen Kommentaren vorgestellt hat.

#### LITERATUR

Deutscher Sprachatlas (1927–1956): Auf Grund des Sprachatlas des Deutschen Reiches von GEORG WENKER. Begonnen von FERDINAND WREDE, fortgesetzt von WALTHER MITZKA und BERNHARD MARTIN. Marburg: N.G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Freiburg/Schweiz

WALTER HAAS

VIOLA WILCKEN (2015): Historische Umgangssprachen zwischen Sprachwirklichkeit und literarischer Gestaltung. Formen, Funktionen und Entwicklungslinien des ‚Missingsch‘. Hildesheim [u. a.]: Olms. 418 S. (Deutsche Dialektgeographie. 121). € 68,–

Diese Monographie bildet eine erweiterte Fassung der Dissertation, die VIOLA WILCKEN 2013 bei der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel eingereicht hat. Sie beschäftigt sich mit dem Phänomen „Missingsch“, eine „historische Lerner Sprache, nämlich der ursprünglich monolingual niederdeutschen Sprecher, die Hochdeutsch unvollständig als Zweitsprache erworben haben“ (HÖDER 2011, 117). Dabei gelangten, so WILCKEN, „Elemente der niederdeutschen Primärsprache ins intendierte Hochdeutsch“ (S. 13). Historisch ist Missingsch, da heute keine monolingualen Niederdeutschsprecher mehr anzutreffen sind. Die Arbeit erforscht diese Varietät anhand eines

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXXIII. Jahrgang, Heft 2 (2016)  
© Franz Steiner Verlag Stuttgart

hierfür neu erstellten Korpus literarischer Quellen – nur in diesen ist Missingsch umfassender schriftlich überliefert. Die methodisch anspruchsvolle Aufgabe besteht darin, Formen historischer Mündlichkeit zu rekonstruieren, die sich immer zwischen den Polen der Sprachwirklichkeit und literarischen Gestaltung bewegen. Es geht somit einerseits um die Rekonstruktion einer über mehrere Jahrhunderte hinweg tatsächlich gesprochenen norddeutschen Varietät mit all ihren diachronen und diatopischen Variationsphänomenen und andererseits um die Berücksichtigung möglicher Inszenierungen und Funktionalisierungen von Sprache. Da diese beiden Aspekte zwei untrennbare Seiten einer Medaille sind, fokussiert WILCKENS Untersuchung auf „das reale und das inszenierte Missingsch gleichermaßen“ (S. 8).

Zunächst (Kap. 1) bettet die Autorin in einer kompakten Darstellung Missingsch in die niederdeutsche Sprachgeschichte ein und liefert eine Definition dieser Varietät, die auf Grund phonologischer Merkmale<sup>1</sup> als eine Varietät des Hochdeutschen charakterisiert wird, allerdings niederdeutsche Interferenzen in sämtlichen sprachlichen Subsystemen und in einer gewissen Dichte aufweist, sowie in Grenzregionen auch Einflüsse skandinavischer, friesischer und slawischer Sprachen und Dialekte sowie des Jiddischen besitzen kann.

Bei der theoretischen Untersuchung von Missingsch als Sprachkontaktprodukt (Kap. 2.2) ordnet die Autorin diese Varietät ins Varietätenspektrum Norddeutschlands ein und klassifiziert sie – analog zu einigen anderen Autoren und natürlich keineswegs wertend – als die tiefste Sprachlage innerhalb des Hochdeutschen, aber deutlich oberhalb der mundartlichen Sprachschichten. Ein breit angelegter Forschungsüberblick (Kap. 2.3–2.6) liefert zunächst eine Zusammenführung der bisherigen Studien zum Missingsch, das von der Sprachwissenschaft zwar immer wieder thematisiert, allerdings bislang nicht umfassender untersucht wurde, was die Autorin der diffizilen Quellenlage zuschreibt – literarische Texte, welche die tatsächlich gesprochene Varietät oft nicht realitätsgetreu abbilden. Darauf folgt eine Darstellung unterschiedlicher historischer Umgangssprachen in den Regionen Norddeutschlands, die zwar sehr informativ und detailliert, allerdings nicht direkt an die restlichen Ausführungen der Untersuchung angebunden ist. Didaktische Werke (vor allem Lehrerhandbücher) zu niederdeutsch bedingten Schwierigkeiten norddeutscher Schüler bieten authentische Einblicke in die damalige norddeutsche Sprachwirklichkeit an Schulen und können laut WILCKEN wichtige Erkenntnisse für die Erforschung historischer norddeutscher Umgangssprachen liefern (S. 74). Die in den letzten Jahren zahlreich entstandene Literatur für an norddeutschen Varietäten interessierte Laien erfüllt zwar kaum wissenschaftliche Ansprüche; dennoch sind diese Werke der Autorin nützlich, um etwa unbekannte Ausdrücke zu bestimmen (S. 84).

Die folgenden vier Kapitel 3 bis 6 bilden das methodologische Kernstück der Arbeit. Zunächst diskutiert WILCKEN die Rekonstruierbarkeit historischer Mündlichkeit anhand literarischer Texte und betont dabei unter anderem mit MACHA (2001), dass literarische Texte durchaus „als Erkenntnisquelle für verschiedene sprachhistorische Fragestellungen fungieren“ (S. 87) können, sowohl für die Sprachgebrauchs- als auch die Sprachbewertungsgeschichte. Freilich müssen dabei einige Einschränkungen hingenommen werden, etwa die durch den Übergang ins schriftliche Medium bedingte Normalisierung – dies betrifft allerdings auch nicht-literarische Textsorten – und insbesondere die aus der Imitation gesprochener Sprache resultierende Überformung, welche die Sprachrealität sowohl durch Überbetonung einzelner Merkmale als auch durch Reduzierung des Variantenrepertoires verfälschen kann. Die Kompetenz des Autors hinsichtlich der verwendeten Varietäten sowie das literarische Genre müssen ebenso berücksichtigt werden. Die Verlässlichkeit der Ergebnisse wird erhöht, wenn diese mit nicht-fiktionalen Daten abgeglichen werden und aus einem möglichst großen Korpus mit zahlreichen Stichproben stammen – dies ist für WILCKENS Arbeit auf jeden Fall gewährleistet. Ihr Korpus besteht aus 43 Textproben unterschiedlicher AutorInnen mit je circa 500 Wörtern in Missingsch aus verschiedenen Regionen des niederdeutschen Sprachraums – der Schwerpunkt liegt jedoch auf dem Nordniederdeutschen – aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Mit dem weit verbreiteten Partitureditor EXMARALDA wurden

<sup>1</sup> Im Missingsch werden etwa die Zweite Lautverschiebung und die frühneuhochdeutsche Diphthongierung in der Regel realisiert.

alle Abweichungen von der hochdeutschen Standardsprache auf den unterschiedlichen sprachlichen Ebenen annotiert. Das Gesamtkorpus umfasst 21 763 Wörter und 7 639 Annotationen. Es ist komplett im Anhang der Arbeit abgedruckt (S. 375–418), was äußerst hilfreich ist und alle Ergebnisse nachprüfbar macht.

Die Korpusanalyse (Kap. 7–9) befasst sich mit phonetisch/phonologischen, morphologischen, syntaktischen und lexikalischen Phänomenen. Fokussiert wird besonders auf areal kleinräumige, diachron instabile sowie sozial stark markierte Varianten. Die Analyse der Einzelphänomene ist klar gegliedert, mit zahlreichen Beispielen unterlegt und an die Forschungsliteratur angeschlossen. Die Korpusdaten lassen sich an die Beobachtungen der Forschungsliteratur anschließen, was die Brauchbarkeit dieses Korpus zur Untersuchung von Missingsch sicherstellt. Um ein Beispiel herauszugreifen: Der alveolare Frikativ [s] vor *l*, *m*, *n* und *w* war vor allem im Nordniederdeutschen und bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zu beobachten, bevor dieser auch dort wie im Hochdeutschen zum postalveolaren Frikativ [ʃ] verschoben wurde. Im Missingsch-Korpus findet man ebenfalls zahlreiche Belege für die <s>-Graphie, allerdings ausschließlich im nordniederdeutschen Raum und zum überwiegenden Teil in den früheren Texten (S. 132), was die diatopischen und diachronen Ergebnisse der Forschungsliteratur stützt. Auch wenn regional gebundene Interferenzen insbesondere im phonetisch-phonologischen Bereich auszumachen sind (S. 296), erscheinen auch basisdialektal verankerte Formen in der Morphosyntax, etwa im Bereich der Diminutivsuffixe.

Besonders innovativ ist der Einbezug des Konzepts der Salienz in die Korpusanalyse, also das Bewusstsein des Schreibers für den Non-Standard-Charakter einer Variante und die dadurch folgenden Konsequenzen für deren Vermeidung bzw. auch verstärkte Verwendung. So führen kaum saliente Merkmale wie Vokalhebungen, *f* für *pf* im Anlaut und *g*-Spirantisierung im Auslaut zunächst nur zu einer sporadischen Verschriftung (S. 156). Einige Merkmale des Missingsch gehen parallel zum tatsächlichen Sprachwandel in Norddeutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verloren (S. 291). Andere Merkmale dagegen, deren hohe Salienz zum Abbau in der Sprachrealität geführt haben – primäre Dialektmerkmale nach SCHIRMUNSKI (1930, 184) – leben im literarisierten Missingsch weiter, da diese eine „regional-identitätsstiftende Funktion erhalten können, die gegebenenfalls zu einer erhöhten Abbauresistenz führt“ (S. 289). Hierfür führt die Autorin etwa die stabile Verwendung der doppelten Negation oder der *tun*-Periphrase im Nebensatz an, welche beide in den rezenten norddeutschen Umgangssprachen nicht mehr vorkommen (S. 195; S. 203). Interessanterweise erscheinen ab der Mitte des 20. Jahrhunderts im Missingsch-Korpus auch „neue“ Merkmale, die in den älteren Texten nicht beobachtet werden konnten (siehe die Beispiele oben: Vokalhebungen etc.), was die Autorin ebenfalls mit der Salienz erklärt. Hierbei handelt es sich nach SCHIRMUNSKI (1930) um sekundäre Dialektmerkmale, die für die Sprecher auffälliger wurden, nachdem die primären abgebaut waren und deren Literarisierung „das Potenzial [hat], den Verlust einiger primärer Merkmale auszugleichen“ (S. 293).

Schließlich (Kap. 12) thematisiert WILCKEN graphematische Verfremdungen, welche insbesondere ab 1950 auftreten und von den Autoren eingesetzt werden, „um ihre Figuren u.a. durch auffällige Verstöße gegen die Orthographie als bildungsfern zu charakterisieren“ (S. 314). Die Verwendung von literarischem Missingsch ist immer mit bestimmten Funktionen verbunden (Kap. 13). Besonders häufig erscheint es in erzählenden Texten und in der Figurenrede und hat einen „symbolischen Charakter in regionaler wie in sozialer Hinsicht“ (S. 320). In jüngeren Texten geht die Verwendung dieser Varietät mit einem niedrigen Bildungsgrad einher, in älteren dagegen oftmals mit einem Bildungsvorsprung gegenüber dem Großteil der restlichen Bevölkerung. Manche der Figuren „switchen je nach Gesprächspartner oder Situation zwischen verschiedenen Varietäten“ (S. 322). Einige der Missingsch sprechenden Figuren sind auch humoristisch intendiert, während andere zeitkritische Positionen vermitteln: soziale Missstände bzw. „allzu ehrgeiziges Streben nach gesellschaftlichem Aufstieg“ (S. 328). Auch wird Missingsch zur Schaffung regionaler Identität und manchmal auch nur um seiner selbst willen verwendet, etwa im Kontext kreativ-spielerischen Umgangs mit Sprache (S. 334). Formen und Funktionen von Missingsch wirken schließlich dahingehend zusammen, dass bei kurzepischen Texten fast immer die Funktion „Humor“ im Vordergrund steht (S. 338), was sich nach 1930 verstärkt, wobei

in den früheren Missingsch-Texten oftmals der gesellschaftliche Aufstieg im Vordergrund steht. Die Merkmalsdichte steigt nach 1930 deutlich, was mit der „Abkopplung der literarischen Gestaltung von der Sprachwirklichkeit“ (S. 340–341), bei der ein Abbau regionaler Sprachmerkmale stattfindet, zu verbinden ist.

In einem kurzen Fazit und Ausblick (Kap. 14) geht die Autorin auf mögliche Erweiterungen ihrer Untersuchungen anhand der Auswertung audiovisuellen Materials des 20. Jahrhunderts ein, was unter anderem Analysen zu phonetischen Details ermöglichen würde, welche bei der Verschriftung auf Grund des fehlenden Grapheminventars bzw. der niedrigen Salienz nicht oder nur selten im Korpus dieser Arbeit zu Tage getreten sind (siehe WILCKEN i. V.).

Diese Monographie bietet eine äußerst detaillierte, in allen Punkten auf hohem Niveau reflektierte, gleichzeitig sehr klar strukturierte und gut lesbare Untersuchung zum Missingsch, wie es in literarischen Texten der letzten Jahrhunderte auftritt. Die Arbeit ist methodisch einwandfrei und das erstellte Korpus kann die aufgeworfenen Fragestellungen zufriedenstellend beantworten – es ist geradezu erstaunlich, welche vielfältigen, jederzeit nachvollziehbaren Ergebnisse die Autorin daraus ableitet. Das Buch bildet nicht nur eine große Bereicherung für die Missingsch- und Norddeutsch-Forschung, sondern besitzt auf Grund der weiterführenden theoretischen und methodologischen Überlegungen ebenfalls hohe Relevanz für die Dialektologie sowie die historische Soziolinguistik im Allgemeinen.

#### LITERATUR

- HÖDER, STEFFEN (2011): Niederdeutsch und Norddeutsch – ein Fall von Diasystematisierung. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 134, 113–136.
- MACHA, JÜRGEN (2001): Figurenrede in erzählender Literatur: Eine Erkenntnisquelle für die Sprachgeschichte? In: PETERS, ROBERT / HORST P. PÜTZ / ULRICH WEBER (Hg.): *Vulpis Adolatio*. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag. Heidelberg: Winter (Germanistische Bibliothek. 11), 473–485.
- SCHIRMUNSKI, VIKTOR (1930): Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten. In: *Germanistisch-Romanische Monatsschrift* 18, 113–122, 171–188.
- WILCKEN, VIOLA (i. V.): „Das kanns haam...“ – Norddeutsch und Missingsch in Film, Fernsehen und Radio. In: LANGER, NILS (Hg.): *Studien zur Wahrnehmung regionaler Mehrsprachigkeit des Deutschen (= Muttersprache 2/2017)*.

Augsburg

MARKUS SCHIEGG

